





I. JUGEND.

Lübeck 1805—1824.

Ernst Ludwig Heinrich Deecke wurde am 1. Oktober 1805 zu Lübeck geboren, ein gutes Jahr vor der großen Katastrophe von Jena und Auerstädt, deren Folgen auch für Lübeck verhängnisvoll werden sollten. Seine frühesten Erlebnisse und Erinnerungen reichen also in die Franzosenzeit zurück, und wenn wir uns zunächst ein Gesamtbild der Zustände entwerfen wollen, in die Deecke hineinwuchs, so brauchen wir erst mit ihr zu beginnen.

Die Schreckenstage der Fremdherrschaft gestalteten das Leben in der alten Hansestadt nach außen und nach innen von Grund aus um. Persönliche Bedrückungen und Leiden aller Art, hohe Kontributionen und Geldgeschenke an französische Beamte und Generäle und die Lahmlegung des in den letzten Jahren mächtig aufblühenden Handels durch die Kontinentalsperre brachten die Stadt im ganzen und die Bürger im einzelnen an den Rand des Verderbens. Auch nach der allgemeinen Befreiung von dem Joche der Franzosen konnte Lübeck sich durch Schuld der dänischen Regierung nur äußerst langsam wieder erholen. Es wäre schlimm um Deeckes Jugend bestellt gewesen, wenn nicht diese trostlose Lage wie jedes Leid einen Segen in sich geborgen hätte, nämlich den, daß sie alle wertvollen Menschen in der bunten Folge unsteter Verhältnisse und Zustände zu selbständigen und ihrer Stellung gewachsenen Persönlichkeiten erzieht. So klein Deecke noch war, sogar er selbst sollte damals diesen Segen für sein ganzes Leben an sich erfahren. Wieviel mehr mußte der seinen Eltern zugute kommen!

Sein Vater, Ernst August Wilhelm Deecke, war ein stattlicher Mann. In späteren Jahren war seine Ähnlichkeit mit Beethoven so groß, daß sein Sohn einen Kupferstich dieses berühmten Komponisten an Stelle eines Porträts seines Vaters bewahrte und wertschätzte. Ein gut Teil dieser Ähnlichkeit ist unverkennbar auf den Sohn übergegangen. Deeckes Vater war kein geborener Lübecker. Er war der Sohn des Bürgermeisters der hannöverschen Stadt Celle, welches Amt vordem auch sein Großvater bekleidet hatte; aber er selbst hatte schon mit jungen Jahren für die damalige Zeit große Reisen gemacht und strebte offenbar aus der Enge der vaterstädtischen Verhältnisse hinaus, indem er nach Lübeck übersiedelte. Verwandtschaftliche Beziehungen waren der Anlaß, daß er gerade diese Stadt zum Aufenthalte wählte. Unglücklicherweise hatte er sich in Frankreich, wo er eine ältere, an einen hochadeligen ehemaligen Emigranten verheiratete Schwester besucht hatte, bei einem Sturz mit dem

Postwagen eine Verletzung zugezogen, die infolge unzweckmäßigen Heilverfahrens völlige Taubheit zur Folge hatte. Dieses Leiden bedrückte und beugte, wie man sich denken kann, seine offenbar großzügig angelegte und durch Biederkeit und Sittenstrenge ausgezeichnete Natur und machte mit den Jahren aus ihm einen immer verdrießlicheren, mißtrauischen und launenhaften Menschen. Gleichwohl lebte er sich schnell in die neuen Verhältnisse ein, heiratete ein Mädchen aus guter Familie, Margaretha Dorothea Braunwaldt, und gründete in einem stattlichen, vorteilhaft der Mündung der Beckergrube gegenüber in der Breitenstraße gelegenen Gewese eine Konditorei, verbunden mit französischem Café, in dem das namhafte Publikum der Stadt verkehrte.

Natürlich machte die Taubheit des Gatten es nötig, daß die junge Frau ihn auch im Geschäft mit vertrat, und so ist sie im eigentlichen Sinne der tätige und sorgende Mittelpunkt der Familie gewesen. So deutlich wir noch erkennen können, daß Ernst Deecke im Äußeren wesentlich seinem Vater glich, so klar scheint es bei näherer Betrachtung zu werden, daß er entscheidende Charakterzüge seiner Mutter dankte. Nach einer Schilderung aus späteren Jahren war sie nicht klein, aber eine Zeitlang sehr stark. Sie hatte ein rundes, lebhaft gefärbtes Gesicht, aber es war nichts Gröbes an ihr. Ihre Hände und Füße waren zart, ihre Nase klein und fein geschnitten, ihre Gesichtszüge edel. Ihre hellen grauen Augen waren rege wie ihr Geist. Dazu scheint es zu passen, wenn berichtet wird, daß sie hellen Verstandes gewesen sei und nicht ohne Humor, immer Rat wissend und auch schwierigen Lagen gewachsen. Das Leben tat das Seine, daß ihr diese Gaben nicht verkümmerten. Als ihr ältester Sohn, Ernst, etwas über ein Jahr zählte, begannen erst Mühe und Arbeit und dauerten fast bis an das Ende ihres Lebens ungemindert fort, und wenn ein Leben voller Mühe und Arbeit schön genannt zu werden verdient, so erscheint das ihre reichlich durch solche Schönheit verklärt. — Gerade als die Franzosen die Stadt eroberten und im blutigen Straßenkampfe siegten, gebar sie im Keller ihres Hauses, wohin die Wöchnerin hatte flüchten müssen, ihre älteste Tochter. Eben die zu diesem Keller führende Treppe, dunkel und steil, fiel sie später einmal herab, als sie wieder hochschwanger war, beschenkte aber drei Tage darauf die Familie mit gesunden Zwillingen. Als russische Truppen 1809 die Franzosen auf kurze Zeit vertrieben, kam eine schlimme Einquartierung in das Haus. Die Gäste verlangten mit silbernen Löffeln zu speisen, nahmen aber gleich den ersten Mittag mehrere mit. So wurde denn am nächsten Tage für die anspruchsvollen Gäste auf dem Flur oben im ersten Stock gedeckt und nach vollendetem Mahle stellte Mutter Deecke sich an der Treppe auf und ließ sich die gebrauchten Löffel persönlich wieder einhändigen. Lachend ließ man sich die energische Maßregel gefallen, und bei der Gelegenheit fanden sich drei der verirrtten Löffel wieder an. — Der Hausfrau erfinderischer Kopf wußte auch in peinlichen Lagen Hülfe zu finden, wo andere den ihren verloren. Bei der strengen Kontinentalsperre gehörten Rum, Kaffee und Zucker zu den teuersten Waren — ein Pfund Kaffee kostete mehr als einen Silbertaler —, dennoch konnten sie in der Wirtschaft nicht entbehrt werden, und man mußte notgedrungen zum Schmuggeln seine Zuflucht nehmen. Die fran-

zösische Douane aber hielt von Zeit zu Zeit strenge Nachsuchung. Da mußte dann jemand im Hause plötzlich erkranken, und in das ganz verdunkelte und mit geheimen Verstecken hinter Wänden und Paneelen versehene Zimmer des Schwerkranken pflegten die Suchenden nicht einzudringen. — Nach dem Abenteuer mit den silbernen Löffeln hatte Vater Deecke sich ernstlich bemüht, statt der niederen Chargen einen höheren Offizier als Einquartierung zu bekommen, wie früher bei dem französischen Militär. Da gute Zimmer vorhanden waren, in denen schon der französische General Lallemant gewohnt hatte, so bezog sie denn auch bald ein junger vornehmer Russe, der bei Tettenborn Adjutant war. Er hatte immer mehrere Ordonnanzen zu seiner Verfügung, die am Tage sich in den unteren Räumen aufhielten, auch beköstigt werden mußten, nachts aber, in Schlafpelze eingewickelt, quer vor der Schwelle des Herrn schliefen. Gleich am ersten Abend ihrer Anwesenheit hatten die Kerle sich als Abendessen einen großen Topf voll Hirse gekocht, und sie verlangten nun, anfangs mit bittenden Gebärden, endlich mit Ungeduld und Ärger irgend eine nicht zu erratende Zutat, die ihnen überaus nötig erschien. Schon halb verzweifelt, da niemand die fremde Sprache verstand, und erschreckt durch die wilden, sie begleitenden Gebärden, stürzten einige Diensthofen Hilfe suchend zur Herrin des Hauses. Die ließ sich berichten, ging dann selbst hinunter, nahm mit einem messingenen Haken ein Bund der eigengemachten Talglichte aus dem Vorrat herunter und bot sie den gierig sich entgegenstreckenden Händen der Gäste hin. Der mit zwei Unschlittkerzen umgerührte Brei mundete nun den Zufriedengestellten vortrefflich. Die Hausfrau hatte das Richtige getroffen. — So rege wie ihre Erfindungsgabe, so lebhaft war ihre Phantasie, was sich besonders in den wunderlichsten, nicht selten höchst poetischen Träumen äußerte. Acht Tage vor dem Entweichen Napoleons von der Insel Elba hatte sie deutlich von diesem Ereignis geträumt. Aber sie war zu klaren Verstandes und zu gesunder Vernunft, um sich solche transzendenten Erlebnisse nicht durch das Licht und die Pflicht des Tages gleich wieder verscheuchen zu lassen.

Solche Ereignisse und Menschen verkörperten und bedeuteten etwa die Welt, in die Ernst Deecke hineinwuchs. Ihnen hatte er letzten Endes zu danken, was er war und was er ward, und da er von jeher ein lebhaftes Kind war, so kann man sich denken, wie tief und nachhaltig alles auf ihn gewirkt und wie es ihn in innerste Erregung versetzt haben mag. Unvergeßlich war ihm noch in späten Jahren der seltsame Anblick, den die bärtigen Kosaken, auf offener Straße lagernd, abends um düster qualmende Wachtfeuer kochend, in eintönigem Gemurmel und wild klagendem Gesange ihre Abendandacht verrichtend, gewährt hatten. Auch wußte er von den kleinen unansehnlichen, aber gutgeschulten Pferden zu erzählen, die einem Wink oder Pfiff des Herrn gehorchten und, während diese sich zum Schlaf legten, ungefesselt in langen Reihen stehen blieben. Einst war ein verkappter Franzose herangeschlichen und hatte versucht, eines der schnellen Pferde zu stehlen. Vorsichtig hatte er das Tier bereit gemacht, und sich dann hinaufgeschwungen und war

im Galopp davongejagt. Der Besitzer des Tieres, aufmerksam gemacht durch seine Kameraden, hatte den Flüchtling bis an das Ende der Straße gelangen lassen, dann aber durch einen Pfiff das Tier zu sich zurückgebracht. Der auf ihm zappelnde Dieb hatte eine derbe Lektion mit der Knute erhalten, die an jedes Kosaken Leibgurt hing. Ein andermal sollen zwei betrunkene Kosaken von erzürnten Hafenpackern in große Hanfballen geschnürt und nach Bordeaux verladen sein, wo sie dann von den überraschten Franzosen gefunden wurden. Solche und ähnliche, mit hellem Kindersinn aufgefaßte Geschichten hat Deecke noch als Vater seinen Kindern erzählt.

Zu dem allen kommt, daß er das älteste von neun Geschwistern war, die einander in kurzen Zwischenräumen folgten; das bedeutet nicht nur ein buntbewegtes Leben im engsten Kreise der Deeckeschen Familie und in der Kinderstube, sondern auch eine frühe Gelegenheit und Notwendigkeit, sich zu einem selbständigen Glied dieses Staates im Staate zu entwickeln. Selbständigkeit ist immer eine von Deeckes ausgesprochensten Charaktereigenschaften gewesen. Daß er auch gelegentlich der Tunichtgut im Hause war, — wen nimmt das gerade in Anbetracht dieser seiner Selbständigkeit wunder? Eines Tages hatten französische Offiziere, die im Café des Vaters zu verkehren pflegten, über militärische Pläne gesprochen, und einzelne ihrer Äußerungen waren in weitere Kreise gedrungen, ohne daß man wußte, wie. Die französische Regierung, welche zahllose öffentlich bekannte und heimlich arbeitende Spione besoldete, stellte eine strenge Untersuchung an, und plötzlich nahm man den alten Deecke als Hochverräter gefangen. Glücklicherweise klärte sich die Sache noch rechtzeitig vor weiteren Maßregeln auf. Deecke bewies die Unmöglichkeit, bei seiner Taubheit, die ihm nicht erlaubte, laut geschrieene Worte zu vernehmen, irgend etwas zu erlauschen, was doch gewiß absichtlich in gedämpftem Tone verhandelt war. Dennoch war man nicht auf ganz falscher Spur gewesen: Ernst, als aufgeweckter kleiner Kerl der Liebling sämtlicher Offiziere, hatte etwas erhorcht und in der Spielschule wiedererzählt, wohin ihn die Mutter der vielen häuslichen Unruhe halber schon früh geschickt hatte. So war denn der eigentliche Charakter der französischen Demoiselle bei der Gelegenheit auch kund geworden, was wohl nicht zur weiteren Förderung ihrer Schule beigetragen haben mag. Jedenfalls aber dankte Deecke ihr den Grund zu dem guten Französisch, das er noch in späten Jahren sprach. Es war damals nämlich in den feineren Lübecker Familien Sitte, die Kinder entweder Französisch oder Plattdeutsch sprechen zu lassen, um ihnen das verdorbene Hochdeutsch möglichst lange fernzuhalten.

Mit sechs Jahren kam Ernst Deecke in die Schule. Wir besitzen noch, wenigstens von 1813 an, das Verkehrsbüchlein, in das sowohl Herr Borchers, unter dessen Leitung damals die Vorschule stand, als auch Deeckes Eltern sich gegenseitig Mitteilung über den neuen Schüler — und später auch über seine Brüder — machten. Wie der kleine Mann sich die ersten zwei Jahre geführt hat, wissen wir also leider nicht. Dafür setzt es gleich sehr ausführlich im August 1813 mit folgendem bezeichnen-

den Berichte von der Hand des Herrn Borchers ein: „Im Anfange dieser Woche hatte er mal seine französische Arbeit nicht gemacht und entschuldigte sich damit, daß er hätte seinen „Schaffer“*) nicht finden können, und so sehr ich auch in ihn drang, denselben zu schaffen, so wußte er ihn doch nicht wiederzufinden. Er sagt, daß er ihn hier gelassen habe, welches ich aber nicht glaube, weil er sonst sich mal wiedergefunden hätte, indem ich noch nie den Fall gehabt habe, daß einem ein Buch in der Schule genommen ist. Doch dem sei nun, wie ihm wolle, es gibt ihm Lehrgeld, künftig besser auf seine Sachen zu achten. Aber am folgenden Tage ward er angeklagt, das Buch eines anderen mitgenommen und das erste Blatt desselben, worauf der Name des Eigentümers geschrieben war, ausgeschnitten zu haben, um selbiges seinem Vater als das seinige vorzulegen. Es trat sogar ein glaubwürdiger Knabe auf, zu dem er gesagt hatte, was er tun wolle oder getan hatte, und diesem Knaben noch dazu die Frage vorgelegt hatte (sic!), ob sein Einfall nicht recht klug sei. Bei der strengen Untersuchung leugnete er standhaft, hielt selbst die ihm bestimmte und wohlverdiente Strafe aus, ohne zu bekennen, und bekannte erst, da ihm Zeugen vorgestellt wurden, die es ohne sein Wissen gesehen hatten, daß er nach sieben Uhr, wie schon alle die Schule verlassen hatten, gekommen sei und ein Buch geholt habe. Es ist mir wirklich ein solches Leugnen noch nicht vorgekommen, und es ist mir doppelt unangenehm gewesen, da ich dieses nicht von ihm vermutet habe. Er hätte nicht über Ungerechtigkeit klagen können, wenn ich jetzt alle Mittel, die mir zu Gebote stehen, angewandt hätte, um ihn auch recht körperlich fühlbar die Niedrigkeit seiner Aufführung und die Strafwürdigkeit derselben zu machen. Doch damit er sieht, daß ich kein Vergnügen am Strafen finde, und er jetzt selbst gar nicht leugnen konnte, daß er die empfindlichste Strafe verdiene, so habe ich sie ihm für diesmal erlassen mit der ernstlichen Drohung der Vollziehung derselben bei dem ersten ähnlichen Vergehen. Ich ersuche auch Sie, ihn nicht dafür zu bestrafen, sondern nur ihm zu befehlen und ihn zu bitten, d u r c h a u s nicht zu lügen. Übrigens wird auch dieser Vorfall mir Veranlassung sein, wenn möglich ist, meine Aufmerksamkeit auf ihn zu verdoppeln und darüber nachzudenken, was ich zu tun habe in Hinsicht meiner Behandlung seiner, ihm auf die größtmögliche Weise behülflich zu sein, ein guter, geschickter Mensch zu werden. Über ungerechte Behandlung soll er nie klagen können.“

Dieser Bericht ist gleich ehrend für das Andenken des trefflichen Lehrers wie bezeichnend für den kleinen dunkellockigen Starrkopf, dessen „kluger Einfall“ gewiß nicht auf Dummheit und dessen hartnäckiges Leugnen bei aller Jugendlichkeit gewiß nicht auf Charakterlosigkeit schließen läßt. Man sieht ihn vor sich während des Verhörs mit großen, irren, suchenden Augen, mit zorniger, trotziger Stirn und hochroten Wangen. Wie richtig der Lehrer ihn beurteilt und behandelt hat, hat die Folgezeit bewiesen, die keinen Rückfall ähnlicher Art gezeitigt hat. Kinder müssen ihre Er-

*) Ein Lehrbuch.

fahrungen machen, wenn sie Einsicht gewinnen sollen. Weshalb sollten sie nicht, was so einfach und natürlich aussieht, sich einmal mit einer Lüge behelfen? Kinder gehen immer von praktischen Gesichtspunkten aus, und praktisch scheinen Lügen meistens zu sein. Daß sie kurze Beine haben und daher nicht weit führen, ist eine Erkenntnis, die erst erprobt werden muß. Herr Borchers sowohl wie die Eltern hatten den kleinen Burschen auch insofern richtig behandelt, als sie ihn nicht verschüchtert und — gerade bei seinem Naturell eine naheliegende Folge — verstockt gemacht hatten. Er blieb der Strick, der er war, wenn sich diese Eigenart auch fernerhin etwa nur darin äußerte, daß er „ohngeachtet“, wie Herr Borchers schreibt, „ich es allen Schülern ausdrücklich verboten habe, Schießpulver in Papier in der Tasche hatte, welches er will von einem Soldaten erhalten haben.“ Daß er überhaupt ein nicht ganz leicht zu behandelndes Kind war, zeigt die Bemerkung: „Der Kleine vergißt oft sein Lesebuch und zwar, wie es scheint, vorsätzlich.“

Seine Leistungen waren zunächst nicht immer zufriedenstellend; der kleine Ernst scheint flüchtig gewesen zu sein und oft andere Dinge im Kopf gehabt zu haben — vielleicht mehr dergleichen, von denen oben die Rede war. Überhaupt hat er sich infolge seiner Eigenwilligkeit erst allmählich und schwer an die Schulzucht gewöhnt; aber wie verständig und geschickt diese im Verein mit der häuslichen Fürsorge gehandhabt wurde, geht daraus hervor, daß er im letzten Jahre nur noch mindestens die Note „zufrieden“ heimträgt und verschiedentlich „seiner Aufführung und seines Fleißes wegen“ von Herrn Borchers als „einer meiner liebsten und besten Schüler“ bezeichnet wird. Inzwischen waren auch seine jüngeren Brüder auf die Schule gekommen, und es mag sein, daß sowohl der Ehrgeiz als auch überhaupt die Tatsache, im Hause der Älteste von vielen Geschwistern zu sein, ihn so förderte und frühzeitig reifen ließ. Dabei war das Maß der verlangten Arbeit nicht gering. Schon mit acht Jahren lernte er Französisch und im zehnten fing, wie heute, das Lateinische an, worin er vorzüglich gelobt wird. Im besonderen aber wird einmal tadelnd erwähnt, daß er „am letzten Sonntage zu Hause nichts getan“ habe, und der letzte Eintrag lautet: „Ernst muß fleißig wiederholen, in diesem Sommer um 6 bis 7 Uhr anfangen zu arbeiten und fortwährend jeden müßigen Augenblick zum eigenen Studieren benutzen.“ Daß auch die Eltern sich die Erziehung des Sohnes ernstlich angelegen sein ließen und darin mit dem Lehrer Hand in Hand gingen, zeigt eine gelegentliche Bestätigung wie: „Meinen herzlichsten Dank für obiges so rühmliche Zeugnis“ oder die ausdrückliche Mitteilung: „Ernst ist gestern Abend mit unserer Erlaubnis in die Comödie gewesen.“ Für die Auffassungsweise der damaligen Zeit besonders charakteristisch — und nur deshalb hier mitgeteilt — ist der Eintrag des gewichtigen Vaters: „Verzeihen Sie, lieber Herr Borchers, das gestrige Ausbleiben der beiden Geister. Sie sind mit ihrem Vater über Feld gegangen.“ —

Nicht so bezeichnend sind leider die folgenden, auch fast sämtlich erhaltenen Zeugnisse, die Ernst von der „Katharinenschule“ heimbrachte. Man scheint da seinem

Charakter nicht immer ebenso gerecht geworden zu sein; wenigstens ergibt sich aus ihnen ein weniger greifbares Bild des heranreifenden Jungen. Im ganzen ist es ihm auf der Katharinenschule gegangen wie bei Herrn Borchers: nach allerlei Unregelmäßigkeiten im Anfang hat er sich allmählich und stetig bis zum ersten Platz der ersten Klasse hinaufgearbeitet. Er hat sich auch hier zuerst gehen lassen und allzu flüchtig und schnell gearbeitet; er hat auch hier seine schlimme Zeit gehabt, und es wird ihm bei guter Veranlagung zur Last gelegt, daß er fremden und schlechten Einflüssen gar zu leicht nachgebe und „hie und da in dem Geleisteten Spuren der Schlaffheit“ zeige, daß er seinen „noch sehr biegsamen Charakter durch Entfernung von jenen (leichtsinnigen Menschen) und durch wahrhaft gute Schüler zu befestigen“ habe. Es macht den Eindruck, als ob Ernst sich auch hier dem Drill der Schule nur ungern gefügt hätte und lieber eigene Wege gegangen wäre, aber — seien es welche Einflüsse es wollen, die hier wirksam waren — nach der durch das schlechteste Zeugnis bezeichneten Krisis ist er in kurzer Zeit der erste Schüler seiner Klasse geworden. Nach einem kleinen Rückfall um die Zeit, als sein Vater starb (1820) hat er sich dauernd gebessert, bis er wieder Primus ward. Man erkennt daran mit Freuden, wie er sich seiner Pflicht — gewiß auch als ältester Sohn des Hauses und als Stütze der verwitweten Mutter — bewußt ward. In seinem Betragen wird nunmehr besonders sein Entgegenkommen und sein Anschluß an die Lehrer, auch seine stete Ordnungsliebe gelobt und dadurch etwa der Zeitpunkt bezeichnet, wo in ihm der wissenschaftliche Sinn und die Neigung zum Lehrberuf wach wurden, wie es denn eben damals im Gegensatz zu jenem schlechten Zeugnis heißt: „Durchaus wohlgesittet und durch ein gutes Beispiel auf andere vorteilhaft wirkend“. Und so bleibt es bis zuletzt, wo wieder ausdrücklich hervorgehoben wird: „Sehr schätzenswert ist es geworden, daß Deecke sich durch verständige und gute Haltung einen sehr bestimmten und zum Guten führenden Einfluß auf seine Mitschüler erwarb und danach redlich strebte.“ Man darf wohl annehmen, daß er einen gleichen Einfluß auf seine jüngeren Geschwister gehabt hat.

In seinen Leistungen muß man sich Ernst Deecke übrigens nicht als Muster-schüler vorstellen. Seine Fortschritte sollen niemals sehr schnell gewesen sein, wenn auch gründlich und bemerkbar; nur gelegentlich wird „der Entwicklung seines Geistes“ ein „rascherer Gang“ nachgerühmt. Man hat im ganzen den Eindruck, als ob es ihm besonders auf Pflichterfüllung angekommen sei, zumal, wenn man von dem belobten „Wunsch, die Schule auch bei Unpäßlichkeit möglichst wenig zu versäumen“, liest. Lieblingsfächer scheint er nicht gehabt zu haben, wenigstens stehen dauernd keine solchen im Vordergrund. Im allgemeinen neigte er offenbar mehr den Sprachen — auch den neueren — zu. Seine Leistungen in der Religion werden, obgleich er später Theologie studierte, nur gelegentlich gelobt, die in der Geschichte, seinem späteren Lieblingsfache, sogar das einzigmal abfällig beurteilt. Seine Aufsätze erhalten niemals Anerkennung, sondern es wird an ihnen die „Oberflächlichkeit“ gerügt und „Erweiterungen im Gedankenvorrat und in Ansichten

der Gegenstände, nebst einem genaueren Unterschiede der Begriffe“ für „notwendig“ befunden, obgleich seine späteren Werke gerade das hier Vermißte rühmend macht. Ähnlich heißt es: „Für das Übersetzen aus alten Schriftstellern fehlte es nicht an Fertigkeit; weniger genügte die Wahl des Ausdruckes, zu welcher, wie zur Feinheit im Stil, durch gewähltere Wendungen sich der Geschmack noch mehr bilden muß“ (Mich. 21). Merkwürdig, daß es gerade von ihm heißt, daß es ihm an der „das Gelernte glücklich verbindenden Kraft fehlte“, daß „das eigene Urteil und die Schärfe im Denken sich weniger entwickeln“, daß „für die schriftlichen Arbeiten der Gedanken-vorrat sich noch nicht hebt“, daß die „Fortschritte mehr in Fertigkeit als in Tiefe und Feinheit“ bestehen: alles Eigenarten, die ihn später aufs glänzendste auszeichnen. Erst im letzten Zeugnis werden die „Fortschritte besonders in schneller und mit richtigem Blicke verbundener Anwendung des Erlernten“ gelobt, aber doch hinzugesetzt: „Die ganze Art der Beschäftigung hat mehr auf Anwendung als auf Eindringen in die Tiefe geleitet, wiewohl zu dem letzteren in allen Fächern die Grundkenntnisse sicher gelegt sind.“ Möglich, daß hier ein glücklicher Instinkt die eine Seite seines Wesens, schnell Erfasstes gleich in das Gesamtbild seiner Erkenntnis und seiner Welt- und Lebensanschauung einzureihen, deutlich herausföhlte, während — vielleicht — die andere, in rein wissenschaftlichen Dingen unermüdlich zu forschen und nicht eher zu ruhen und Schlüsse zu ziehen, bis ihm die Gegenstände kristallklar herausgearbeitet vor der Seele standen, erst ein Ergebnis der Lehrjahre war, die ihm noch bevorstanden. Im ganzen sieht man, wie Deecke von Stufe zu Stufe fortschreitend wird, was er später war, wie er, gleich einem Baume, jeweils einzelne Triebe mächt und noch mitten in der Entwicklung steht, als er die Schule und Lübeck verläßt.

„Sein Beruf zum Studieren ist uns deutlicher geworden“, heißt es einmal und dem Blick des Lehrers, der das schrieb, und dem des Direktors Göring, der es endlich durchsetzte, daß Deecke auf die Universität ging, hat die Zukunft trotz allem, was noch fehlte, recht gegeben. Daß seine Mängel keine Charakterfehler waren, hatte sich zur Genüge gezeigt; an sittlicher Reife fehlte es ihm also nicht. Auch hatten die gelegentlichen Fehler mit Ausnahme jener Krisis sicher nicht ihren Grund in Indolenz und Trägheit, sondern — wie auch von den Lehrern vermutet wird — in Neben- und Lieblingsarbeiten und in den vielen Privatstunden, durch die er zuletzt, wie es scheint, sein Schulgeld mußte verdienen helfen. Eines besonderen Dankes würdigt er in seiner „vita“ die Lehrer seiner letzten Jahre, den Direktor Goering und die Professoren Kunhardt und Grautoff. Was er an Liebe zu den bisherigen Gegenständen des Unterrichts und an Lust zum Studieren eines Teils derselben in seiner Seele aufgespeichert hatte, das dankte er ihnen. Er verließ die Schule mit einer Abschiedsrede bei der Entlassungsfeier „über die Gefahren der Autodidaktik“. Leider ist sie nicht erhalten, aber schon das Thema zeigt, daß der Ernst wissenschaftlicher Bildung und Arbeit in seinem Herzen bereits Wurzeln geschlagen hatte.

Noch bedarf der Erwähnung, daß Deecke schon als Schüler am 7. April 1824 in der Loge zum Füllhorn das freimaurerische Licht erblickte, weil dadurch sein ganzes Leben ein eigenes Gepräge erhielt, und weil er damit den Weg betrat, der ihn zu den höchsten Höhen menschlichen Wertes emporführen sollte. Aus welchem Grunde oder Anlaß er so früh nach freimaurerischer Erkenntnis und Betätigung strebte und sie sich erschloß, wissen wir nicht mehr, aber daß er diesen Schritt tat, zeugt zur Genüge von einem in so jungen Jahren seltenen Ernst, und was wir wissen, ist, daß er sich von Anfang an der freimaurerischen Arbeit mit jugendlicher Inbrunst widmete.

II. AUF DER UNIVERSITÄT.

Halle und Göttingen 1824—1828.

Nun tat endlich das weite Tor des Lebens vor Deeckes Herzen und Sinnen seine Flügel auf, und ohne langes Besinnen schritt er hindurch, kühn und zuversichtlich seinem schönen Ziele nach. Und er hatte ein festes Ziel im Auge; das war das große Gut, das die Schule in ihm erweckt hatte und ihm nun ins Leben mitgab: er wollte Geistlicher werden. Das ward zugleich einer der festen Pole seines nun von heftigeren Stürmen bewegten Lebens. Dadurch, daß er sich von Anfang an über die Wahl seines äußeren Berufes ganz klar war und ihm während dieses Lebensabschnittes wenigstens unverrückt treu zu bleiben vermochte, ist ihm vieles erspart geblieben, was anders veranlagten Menschen die Arbeit sauer und das Leben bitter macht und manche Knospe vor der Blüte bricht. Es traf sich eben so glücklich, daß die Arbeit, die er sich vorgezeichnet fand, alles erfüllte, was er von ihr erhofft hatte: sie stillte seinen Wissensdurst und seinen Hunger nach Erkenntnis, sie befriedigte vor allem auch sein Gemüt und erforderte seine beste Kraft. So konnte er schon jetzt aufgehen in seinem Beruf, und welcher Dämon konnte ihn da eigentlich noch gefährden? Wir sehen denn auch oder fühlen vielmehr aus den weiter unten besprochenen Briefen der Mutter an ihn aus dieser Zeit, wie selbständig er schon geworden ist und in sich gefestigt. Nirgend ein Zeichen, daß er bei der Mutter Halt sucht. Das Elternhaus liegt hinter ihm. Sein Bestes hatte es bereits an ihn vergeben, da er noch auf der Schule war; er forderte jetzt mehr. Schade, daß wir die Antworten des Sohnes nicht mehr besitzen! Aber aus allen andern Quellen spüren wir eine Kluft zwischen ihm und der Mutter, nicht einen Zwiespalt und nicht, als ob er sich der Pflichten gegen sie nicht immer deutlich bewußt gewesen wäre, aber es ist eine andere Welt, in der er jetzt nicht nur lebt und wurzelt, sondern die er geradezu verkörpert. Er ist schon jetzt

weit über die Enge der häuslich-kleinbürgerlichen Verhältnisse hinausgewachsen, und wenn ihn doch die Liebe noch an die Mutter gefesselt hält, so spricht sich darin lediglich die treue Dankbarkeit und die kindliche Anhänglichkeit des Sohnes aus, nicht das Wollen und das Bedürfen des heranreifenden Mannes. Das galt in erster Linie seiner Arbeit und seiner Pflicht — man spürt, wie ernst er es auch hier mit seinem Freimaurertume nahm und was es bereits in ihm gewirkt hatte —, nicht philisterhaft und nicht pedantisch, sondern offen und frei. Und als sein Herz neben allen Freundschaften doch noch nach einem Ersatz zu suchen begann für das, was ihm die Mutter nicht mehr sein konnte, da fand er bald und früh die Braut, die nun, ein anderer guter Engel, neben ihm auf seinem Lebenswege einherschritt. Die kurze Trübung, die damals in dem Verhältnis zwischen Mutter und Sohn auch an die Oberfläche drang, als er ihr erst von der erfolgten Verlobung Mitteilung machte, ist in dieser Beziehung bezeichnend genug.

Ich möchte nicht fortfahren, ohne nach den erwähnten Briefen auch das Bild der Mutter noch zu vervollständigen. Sie verdient es, daß wir ihrer mit der ganzen Teilnahme gedenken, die eine Mutter schon um ihres Sohnes willen wert ist. Schreibselige und geistreiche Briefe zu verfassen, war natürlich ihre Art nicht. Der Leser muß sogar, was ihre Geistesbildung betrifft, seine Ansprüche auf ein bescheidenes Maß niederschrauben; um so höhere Erwartungen darf er dafür bezüglich ihrer Herzensbildung, ihres gesunden Menschenverstandes und ihrer mütterlichen Liebe und Sorge hegen. Die Briefe weisen nicht selten falsches Deutsch auf und sind ohne eine genaue Kenntnis der Rechtschreibung und vor allem ohne jede Absichtlichkeit in der meist sehr dürftigen Interpunktion geschrieben, aber sie atmen eine Ursprünglichkeit, die einen eigenen, starken oder — vielleicht besser — im Kampf ums Dasein erstarkten Charakter offenbart, und eine Reinheit und Geradheit der Gesinnung, die durch Not und Trübsal nicht gebrochen und nie befleckt werden. Ein festes, freies, unumwundenes Gottvertrauen, das immer da tröstend und aufrichtend in die Erscheinung tritt, wo sie sich selbst dem Schicksal nicht mehr gewachsen fühlt, ist eines der Hauptmerkmale ihres Wesens und gibt ihrem nicht leichten Leben einen verklärenden, wohltuenden Schimmer. Inhaltlich bieten die Briefe nicht mehr als das alltägliche Leben innerhalb des Hauses und das Leben und Treiben in der Stadt, in das sie durch die Weiterführung des Konditoreigeschäftes ihres Mannes und die Sorge für ihre Kinder selten zu einiger Genugtuung und Freude verwickelt wurde, der Schreiberin Frohes und Trauriges boten. Natürlich meldet sie dem fernen Sohne alles, was in ihrem Verwandten- und Bekanntenkreise Wissenswertes sich ereignet, wie sie sich überhaupt Neuigkeiten gern erzählen ließ, wozu der vielfache Verkehr im Hause natürlich manche Gelegenheit gab; aber niemals steigert sich diese Vorliebe zur Klatschsucht. Sie verfolgt das Leben des wahrhaft und echt geliebten Kindes mit mütterlicher Teilnahme für sein leibliches und seelisches Heil und kämpft auf ihre Weise für ihn unermüdlich um die Mittel, ihm seine Zukunft zu ermöglichen.

Man täte ihr sehr unrecht, wenn man ihr das rechte Verständnis für ihren Sohn absprechen wollte, aber es wurzelte in ihrem Herzen und nicht in ihrem Kopfe. So schreibt sie am 24. Juni 1824: „Nun sage mir aufrichtig lieber Ernst du scheinst mir ein wenig trübsinnig zu sein, wäre es nicht besser, wenn du dich für die Winter Monate ein Instrument zu miethen suchtest oder ist das zu Kostbar, ich glaube es ist besser für dich und wenn es nicht zu sehr meine Kräfte übersteigt so will ich es gerne auf eine andere Art wieder ersparen, es ist doch besser als wenn man zu andern Zeitvertreibe Mittel seine Zuflucht nimmt, die auch Geld kosten und oft der Gesundheit auch nachtheilig sind.“ Sie hat in der Sorge für ihren Sohn — und er war nur das älteste von neun Kindern — große Opfer gebracht. Es ist ihr gewiß nicht leicht geworden, sich mit dieser Schar so durchzuschlagen. Ihr Geschäft und somit ihre Einnahmen waren von steten Zufällen, die außer ihrer Macht lagen, abhängig. War der Sommer schön, so verreisten die begüterten Lübecker Familien, und ihr fehlten die Aufträge; war er schlecht, so konnte es vorkommen, daß ihre Lieferung von Eis zum Sonntag nachmittag nach Israelsdorf nur wenige Abnehmer fand. Aufs engste war der Betrieb der Kaffeestube neben dem Laden mit dem Besuch des Theaters verbunden, in dessen Nähe sie lag. Nur selten einmal gelang es einer Truppe, sich auch für den Sommer zu halten, und selbst im Winter war schon damals häufig der Besuch — auch wohl mit Recht — sehr spärlich. Bei der Vermietung zweier Zimmer ihres Hauses, die noch dazu oft leer standen, wird nicht viel zu erübrigen gewesen sein. Am 8. Juli 1825 schreibt sie: „Dein lieber Brief hat mir viel Freude gemacht, ich sehe daraus, das du wohl und munter bist, ich wollte nur, ich könnte etwas mehr darzu beytragen, damit du nicht nöthig hättest dich so sehr einzuschränken, ich kann aber mit dem besten Willen nicht, den in ein Jahr 4 Junges auszusteuern hat viel gekostet und den so manches andere was den noch kömmt. Verluste hat man auch, Bauen muß ich lassen . . . und durch Klagen wird es auch nicht besser.“ Was sie sonst an Stipendien und Legaten für den Sohn erwirken konnte, hat die rührige, niemals zu entmutigende Frau trotz aller Mißerfolge und, trotzdem sie keine Konnexionen hatte und gelegentlich, als ein Stipendium wegen Gleichwertigkeit der Bewerber angeblich verlost wurde, spöttisch bemerkt, wie klug das Glück sei, gerade den zu treffen, dem das Geld von vornherein zugedacht sei, mit Hilfe weniger treuer Freunde, unter denen Herr Nicolaus Stolterfoth noch heute dankbar genannt zu werden verdient, zu erreichen versucht. Dabei macht sie ihrem Sohne niemals Vorwürfe, sondern schreibt z. B. am 6. Juli 1825 in einem Vertrauen, das einen ernsten Menschen mehr als bloß straft: „Herr von Grosheim hat geschrieben du hättest mit mehrere Studenten eine Reise gemacht die für Ihm zu kostspielig gewesen er hätte deßhalb eine andere Tour gemacht, sage ihm das könnte er ein andermal bleiben lassen dieß hier her zu schreiben was du thust und läßt den in so ein altes Klatschneß wie es hier ist braucht mann der gleichen nicht zu wissen.“ Daß sie ihren Ernst etwas über ein Jahr später „einen guten Wirtschafter“ nennt, zeigt, wie Mutter und Sohn sich

in diesem Punkte verstanden. Dabei verzog oder bevorzugte sie ihren Ältesten keineswegs, sondern aus den Berichten über ihre anderen Kinder geht hervor, wie sie jedem ihre besondere Liebe und Sorge angedeihen ließ und sich ihres Fortkommens freute. Im Gegenteil, sie findet auch ihres „lieben guten Ernst“ gelegentlicher Schreibfaulheit gegenüber strenge Worte, läßt vor den Schlußworten „Mutter Deecke Wwe.“ auch einmal das „dich innig liebende“ weg und ist keineswegs mit seiner frühen Verlobung einverstanden, mit der er sie überrascht. Nur eines wird sie niemals: hart, eines verfehlt sie nirgends: den rechten Ton, eines verleugnet sie nie: die Mutter, drei Tatsachen, die nur der recht einzuschätzen weiß, der sie einmal hat vermissen müssen. Die bezeichnendste Stelle aller ihrer Briefe möge zum Schluß alles Gesagte rekapitulieren; sie findet sich in dem bereits angeführten Briefe vom 6. Juli 1825: „...das du Michaelis nicht kommen wilt, hat mir indem ich es gelesen viele Thränen gekostet, obgleich ich es dir selbst schreiben wolte nicht zu kommen ich aber mit mein Herz gar nicht aufs reine kommen konte es dir zu schreiben weil es mir gar zu weh that,..... Uebrigens aergere dich nicht zu viel über unser gute Vatterstadt es giebt auch noch viele gute Menschen darin die sich unser mit Freundschaft und Liebe annehmen, und nach Gunst und Verwandschaft geht es allenhalben her, nur nicht den Muth verlohren....“

Doch zurück zu dem Sohne! Leider sind wir in der unglücklichen Lage, keinen der Briefe an und von seiner Braut zu besitzen. Wir wissen nicht mehr und nicht weniger, als daß er alle Ferien, die er überhaupt verreiste, bei ihr in Braunschweig zubrachte, wodurch es auch zu erklären ist, daß ein großer Teil seiner studentischen Freunde Braunschweiger waren.

Endlich dürfen wir bei den Umständen, die Deeckes Studentenzeit sicherten und vertieften, seinen Verkehr in der Familie des Professors Wegscheider nicht vergessen. Doch darüber später!

Wenn das, was ich bisher besprochen habe, in Deeckes damaligem Leben und seiner Persönlichkeit sich den Tiefen des Meeres vergleichen läßt, die, wenn auch bewegt und vielfach belebt, doch fest und sicher im Schoß der Erde ruhen, so konnte eben darum an der Oberfläche der Sturm des freien und frohen studentischen Lebens um so frischer und lustiger pfeifen und brausen und ihn in seine Strudel ziehn: er blieb doch, der er war, immer sich selbst getreu, und mit ruhigem Gewissen konnte er jedesmal, wenn die Wogen und Wellen sich alle wieder verlaufen und geglättet hatten, sowohl das Auge der Braut wie das der Mutter in die ungetrübte Tiefe seiner Seele schauen lassen.

Mehr als ein günstiger Zufall hat uns das Stammbuch Deeckes aus der Haller Zeit erhalten. Auf die Rückseite von Stahlstichen berühmter Männer, bekannter Gegenden oder von Szenen des studentischen Lebens haben eine große Zahl von Freunden Sprüche und Namen verzeichnet; das Wichtigste aber ist, daß außerdem eine

ganze Reihe sog. Memorabilia, d. s. persönliche Erinnerungen an ihren Freund und ihr Leben mit ihm, mit wenigen Stich- und Kennworten dem Gedächtnisse erhalten haben, die in ihrer Gesamtheit ein immerhin recht lebhaftes Bild des gemeinsamen Lebens und Treibens geben. Danach sind Deecke und seine Freunde alles andere als Mucker und Streber gewesen. Der Burschenschaft und ihrem Wesen standen sie allerdings fern, aber die alte Burschenherrlichkeit ist auch in ihren Herzen wieder jung geworden und gewesen. Erst allmählich fand sich natürlich der Kreis zu festem Bestande zusammen, und die ersten Bande hat offenbar die Wissenschaft, d. h. die Theologie, geschlungen, indem sich die Kommilitonen in den Kollegs trafen und kennen lernten. Mit der Zeit kamen andere Beziehungen hinzu, wie die schon erwähnte, daß Deecke unter den Haller Studenten mehrere Braunschweiger traf. Von den dortigen Lübeckern gehörte übrigens nur J. H. Zietz zu seinen nächsten Freunden, während T. Thöl „aus Gott weiß, welchen äußeren Umständen“ weniger mit ihm zusammengekommen zu sein beklagt. Endlich hat ihm auch die Freimaurerei viele seiner Freunde zugeführt, denn wie schon in Lübeck, so widmete sich Deecke auch auf der Universität mit dem ganzen Ernste seines jugendlich entflammten Gemütes ihren Arbeiten und fand darin eifrige Gesinnungsgenossen. Man erkennt, daß unter ihnen großer Wert auf die Zugehörigkeit zur Loge gelegt ward, und wir finden hie und da ausdrücklich Gespräche über freimaurerische Fragen erwähnt. — Und doch sind alles das schließlich nur Äußerlichkeiten im Vergleich zu den persönlichen, sympathetischen Beziehungen von Mensch zu Mensch, die wir nicht mehr durchschauen können, so reizvoll es wäre, denn sie haben über alles andere hinaus natürlich den Ausschlag gegeben, sowohl was die Anknüpfung wie die Fortdauer der Freundschaften betrifft. Je fester diese inneren Bande des Herzens und der Gesinnung waren, desto lockerer konnten die äußeren sein. Nach der Arbeit gehörte meist der Abend ihrer Freundschaft und ihrer Freude. Da haben sie zwanglos zusammen gekneipt, Exbummel gemacht und es an sog. „Gaunereien“ nicht fehlen lassen. Im Sommer wurden sentimentale Spaziergänge oder „Dämmereien“ nach Trotha, Giebichenstein, Funksgarten usw. gemacht. Es kommt zu Herzensergießungen beim Untergang der Sonne, „wo ich dich immer mehr schätzen lernte und das Glück deiner Freundschaft mir immer teurer wurde“, wie Th. Münch schreibt. Hernach wird eingekehrt, Eierkuchen werden „gekneipt“ (einem Freunde, dem „Hauptmann von Kapernaum“, wird nachgerühmt, er habe fünf vertilgt) und gezecht. „Kurz, geliebter Deecke“, schreibt C. H. B. Elten st. jur. aus Braunschweig, „wer kann alle vergnügten Fahrten des ersten Sommers wiedererzählen, die sich nur einmal empfinden lassen; nur so viel davon: es war der fidelste Sommer, den ich bisher erlebt.“ Oft gingen die Fahrten über die nächste Umgebung Halles hinaus. Der Petersberg, Cöthen, Merseburg, Lauchstädt wurden besucht. In den Ferien gings meist nach Braunschweig zur Braut unter mancherlei lustigen Abenteuern. So schreibt von einer Reise zu Ostern 1825 Fr. Aug. Lud. Helmbrecht aus Braunschweig: „Erstes Ruhequartier in den Schwänen. Nachtlager in Könnern a. M. 14 Gr. Völkers Hunger vor Bernburg und die armen

Pappeln. — Fahrt von da bis Croppenstedt und dortiges Amusement auf dem Ratskeller, Brand der Apotheke beim Fortreisen von dort und endliche Ankunft in Helmstedt. Große Geldnot daselbst. Anleihe durch Völker bei den Nonnen, dessen Aufenthalt daselbst und der daraus erfolgte Pater-Name. Reise von dort bis Braunschweig zu Fuß usw.“ Im Winter bleibt man auf der Bude, bei dem oder jenem. Deecke hat kein Klavier auf der seinigen, weil sein Wechsel dazu nicht ausreicht, daher treffen sich die Freunde meist bei „Carlchen“ Bruns aus Wolfsburg oder Joh. Jul. Ludwig Steinmann aus Braunschweig. Deecke oder „Leibgeber“, wie er mit Beinamen hieß, ist der musikalischste. Er sitzt am Klavier, spielt und singt, auch eigene Kompositionen. „Carlchen“ liegt indessen als rücksichtsvoller Wirt auf dem Sofa, schaut innerlich vergnügt auf seine angenehme kurze Partitur-Pfeife und streut hie und da pikante Redensarten ein. Man beginnt ihn zu wecken; er will nichts hören und schläft. Deecke ist vom Klavier aufgestanden und gibt an dem Abend, an dem es bald infolge des beliebten Punsches recht wüst zugeht, „einen ruhigen Zuschauer“ ab. Eine greifbare Szene! Die Musik läßt Deecke nicht aus ihren Banden. Aber so ist es nicht immer. An andern Abenden ist er auf seiner Kneipe der gefeierte „Bruder Praesides Deecke“, der dem Eierpunsch, den er selbst besonders gut zu brauen versteht, eifrig zuspricht und dadurch seinen Feuerkopf noch lichter entfacht. Da hält er durch schlagfertigen Witz und unerschöpflich geistreiche Reden alle in ausgelassenster Laune. Und doch kennt er die Grenzen seiner eigenen Natur und pflegt sie zu achten, sodaß der stud. theol. Bieling aus Harzburg es der Mühe wert findet, mit heimlichem Stolz zu berichten: „Man sieht Deecke zum erstenmale besoffen bei mir.“ Daß es nach solchen Gelagen nicht ohne arge Gaunereien abgeht, zeigen die bezeichnenden Stichworte Wilhelm Meineckes: „Der wilde Winter, Burschenschaft, Rathaus, Relgt. Consil. der 3. Sept. Fenstermusik vor dem Rathause. Ochsenäugiger Direktor etc. etc. etc.“ Besonders zu Weihnachten und Silvester, wo die Studenten zumeist auf der Universität blieben, wurde hoch gefeiert, und die freie Zeit am Whisttische vertrieben.

Mitten über diesem ausgelassenen Leben ging ein Stern erster Größe auf: Jean Paul, und gerade das tolle Treiben der arbeitsfreien Studenten war es, das er durch seinen Schein verklärte. „Jean Paul erringt Herrschaft über unsere Gemüter“, schreibt J. H. Zietz aus Lübeck und Albert Schultze aus Brandenburg a. H.: „Seit Lesung des Siebenkäs entsteht eine neue Epoche in unserm Zirkel — wir werden wiedergeboren und anabaptiziert.... Stiefeliana“. Und nun tauchen Jean Paulsche Namen auf oder solche, die ihnen nachgebildet sind. Viele Memorabilia lesen sich wie Kapitelüberschriften aus seinen Werken und endlich wird — ein Verein gegründet, „Polyhymnia“ mit Namen, dessen Zweck und Art an das Treiben des Leipziger Dichterkreises und des Hainbundes erinnert. Dichtungen, meist Jean Paulscher Manier, werden vorgelesen und das nächste Mal von einem andern ausführlich kritisiert. Die Vorschule der Ästhetik gilt als poetischer Sittenkodex. Es ist noch ein starkes Quartheft

erhalten, welches Deeckes Beiträge dieser Art enthält: Reden, Kritiken, Dichtungen poetischer und prosaischer Natur, wertvoll hauptsächlich durch die Beherrschung der Sprache, die Schärfe des Urteils und die Fülle der Gedanken, von denen sie im einzelnen zeugen, so unbedeutend sie auch im ganzen sein mögen. Der Einfluß Jean Pauls auf Deecke war so stark, daß er ihm fast, wie wir noch sehen werden, zum Verhängnis ward. Wenn von jenem gesagt wird, er habe seine Leser dazu angeregt, sich selbst als poetische Individualitäten zu fühlen, so ist das an diesem wahr geworden. Diese „Jüngerschaft Melpomenens“ verband ihn während der Haller Zeit besonders eng mit G. Schumacher aus Schleswig und Fr. Volkmar Resch „aus dem Vogtland“, von denen dieser, wie hervorgehoben sei, ihm nachrühmt, daß er ihn „zierlich poetisch denken“ gelehrt habe.

Die Ausbildung des Geistes, welche Deecke während seiner Studentenjahre in Halle suchte und erfuhr, war so vielseitig und überall so durchgreifend, daß sich kaum sagen läßt, auf welchem Gebiete er den größten Gewinn davongetragen habe. Er war eine jener Naturen, die, wo sie einmal gepackt werden, sich voll ergreifen lassen und dann selbst nicht ruhen, bis sie den Dingen auf den Grund gedrungen sind. So ging es ihm natürlich vor allem in seinem Studium. Aus welchem Grunde er gerade nach Halle ging, wissen wir nicht. Ob ihn Wegscheiders Name gelockt hat? Jedenfalls scheint es mehr als ein bloßer Zufall gewesen zu sein, was ihn in den Bannkreis des bedeutendsten Rationalisten seiner Zeit führte; ohne das wäre die Saat, die dieser Gelehrte in sein Herz streute, kaum so schnell aufgegangen und so reich gereift. Wegscheider muß auch eine starke persönliche Wirkung auf ihn ausgeübt haben. Deecke trat zu ihm in engste Beziehung und verkehrte viel in seinem Hause und seiner Familie. Er unterrichtete sogar seine Kinder „in litteris elegantioribus“. Bei alledem wird die strenge, unbeugsame Kämpfernote des Lehrers auf den von den edelsten Regungen immer lebhaft beseelten Schüler von tiefstem Eindruck gewesen sein. Nur wenn wir die Wirkung des Gelehrten auf das Gebiet des Persönlichen hinüberleiten, können wir verstehen, wie gleichzeitig er und Jean Paul über Deecke mächtig werden konnten. Denn so war es nicht, daß Wissenschaft und Kunst damals für ihn zwei einander ausschließende Gebiete waren, auf deren einem der Rationalist und auf deren anderm der Sentimentalist herrschte. Wissenschaft und Kunst, beide durchdrangen und erfüllten seine Seele ganz und schlugen sich immer gleich in einer Art Weltanschauung in ihr nieder. Es ist nur ein Beweis für die Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit, für die Gesundheit und Kraft der Deeckeschen Begabung, daß trotz der Intensität, mit der die beiden Seelen ihn bewegten, er sie doch beide in seiner Brust zu beherbergen vermochte. Es wäre eine Vergewaltigung, wenn wir den Widerspruch, der darin liegt, wegleugnen wollten. Sein Inneres war eben noch zu lebhaft bewegt, als daß es seiner endgültig hätte Herr werden können, und die Zeit, wo eine jener beiden Seelen auf Kosten der andern sich durchsetzen mußte, war noch nicht gekommen. Dazu mußten sie sich erst erproben.

Außer bei Wegscheider hörte Deecke bei Gesenius exegetische und historische Vorlesungen, ferner bei Niemeyer, Tholuck, Philo, Franke, Weber, war Mitglied des theologischen und des homiletischen Seminars und also „in ipsa theologiae adyta introductus“, wie er schreibt. Außerdem hörte er aber auch philosophische und philologische Vorlesungen bei Gerlach, Hinrichs, Kruse, Tieftrunck, Hofbauer, Gruber, Reisig, Schütze, Schweiger, Rosenberg und Moser; wie man sieht, eine große Zahl! Aber es war sein Streben, gerade als Theologe und als ein Mann, der später ein öffentliches Amt bekleiden wollte, in seiner Ausbildung nichts außer acht zu lassen, was „ad bene beateque vivendum“ gehört, und dazu, die Dinge, welche uns umgeben und welche uns vorwärts treiben, immer klarer zu durchschauen und immer genauer begreifen zu lernen. Man sieht, wie abhold er aller Einseitigkeit war, und wie er, soweit er es vermochte, nach einer Universalbildung des Geistes strebte, — um so mehr Grund für uns, seine Veranlagung und Neigung nicht einseitig auszudeuten. Wegscheider und Jean Paul sind nur die zwei stärksten Impulse dieser Zeit gewesen und zugleich die beiden Pole seines Wesens. Dazwischen welch eine Fülle des Erlebens und Strebens!

Nach drei Jahren verließ Deecke Halle und ging noch für ein ganzes Jahr nach Göttingen; soviel hatte die Mutter bei den Gönnern durchzusetzen gewußt. Hier ergänzte Deecke seine Studien nach der sprachlichen Seite. Er hörte vor allen bei Bouterweck, ferner bei Heeren, Hausmann, Müller, Treffurt, Planck und anderen. Sonst wissen wir nichts über die Göttinger Zeit. Nach Verlauf des Jahres kehrte er nach Halle zurück, um seine Freunde wiederzusehen. Diese veranlaßten ihn aber zugleich, sich der philosophischen Doktorprüfung zu unterziehen auf Grund einer Dissertation über den Mystizismus und Quietismus. Auf den Inhalt dieser Abhandlung werde ich später zurückkommen. Im Herbste des Jahres 1828 reiste Deecke über Braunschweig wieder dem Norden zu.

III. WIEDER IN LÜBECK.

1828—1829.

Als Dr. phil. und Kandidat der Theologie kehrte Deecke nach vierjähriger Abwesenheit nach Lübeck zurück. Was viel bedeutender war, das künden solche Titel nicht: die Gesundheit des Körpers und des Geistes, die er sich bewahrt, die Festigkeit des Charakters und die Treue der Gesinnung, die er erprobt, die Schärfe und Weitsichtigkeit des Urteils, die er sich erworben hatte. Gewiß stand er noch mitten in der Entwicklung darin, und es soll nicht gesagt und behauptet werden, daß er als ein Vollendeter heimgekehrt sei; aber er hatte einen bedeutenden und entscheidenden Schritt vorwärts getan und entschieden und bewußt die Bahn betreten, die er sein Leben lang nicht verließ. Da wir einmal so zu scheiden gewohnt sind, so gilt auch hier: aus dem Jüngling war ein Mann geworden. Was ihm zur Vollendung fehlte, das war das Vorhandensein einer übergroßen Schärfe im Urteilen, die bei allen regen Geistern erst das Alter abschleift, und überhaupt eine gewisse einseitige Bestimmtheit der Empfindungen und Gesinnungen, die bei allen lebhaften Naturen erst die Erfahrung in die Breite leiten und also mildern muß.

In Lübeck empfingen Deecke nicht nur der glühende Stolz und die glimmende Liebe seiner Mutter, die ihn heimgeliefen, sondern auch die Hoffnung aller derer, die ihn während seiner Lehr- und Wanderjahre unterstützt und gefördert hatten. Man kann sich denken, wie gespannt man seiner ersten Predigt entgegenseh; er hatte ja schon in Halle und Braunschweig „mit Beifall“ gepredigt. Schade, daß kein direkter Bericht über eine seiner Lübecker Kanzelreden erhalten ist! Gleichviel! Er ward beliebt und erwarb sich auch in seiner Heimat viele Freunde und — was bei seiner Kämpfernatur bedeutsam war und ist — selbst unter den älteren, einsichtsvollen Leuten wohlwollende Gönner, so daß er schließlich zur Wahlpredigt bei einer Vakanz an der ersten Kirche unserer Stadt berufen ward. Doch davon später! Bei weitem wichtiger für uns ist, daß wir einen Aufsatz über den Mystizismus von ihm haben*), der uns geradezu für eine Predigt gelten kann. Es ist eine gekürzte Wiedergabe des Inhalts seiner Dissertation und also ein Thema, das ihm nahelag und ihn schon lange bewegte. Denn das wars, wogegen er als Theologe am heftigsten kämpfte, — wie wir sehen, nicht nur von der Kanzel herab. Er, dem als treuem Schüler Wegscheiders die ungetrübte, unbehinderte Vernunft über alles galt, mußte gewiß in mancher Beziehung die Enge und die Kleinlichkeit, die in seiner Vaterstadt weite Kreise beherrschten, als drückend empfinden; nirgends aber drückender, als auf dem Gebiete der Religion, der religiösen Überzeugung. Mit der ganzen Unbeirrbarkeit und Rücksichtslosigkeit seiner schönen Jugend sehen wir ihn in die Schranken treten und sich — schon damals! —

*) Vgl. Die Glocke, herausgegeben von H. C. A. Overbeck, Heft 7 u. 8.

auch Gegner, ja erbitterte Gegner schaffen. Aber er ist ihnen gewachsen und überlegen. „Jugend muß kämpfen, solange es Lüge und Finsternis gibt,“ tönt es uns wie ein Feldgeschrei entgegen, und das gleiche sichere Siegsgefühl atmet jeder Satz und jede Zeile. Die Sachlichkeit des Inhalts fesselt uns, die Klarheit der Sprache überzeugt uns, die Schärfe des Urteils gewinnt unser Vertrauen, und die Gewandtheit des Ausdrucks bereitet uns Freude, so daß keiner, der nicht in seinem Urteile befangen ist, umhin kann, den Menschen zu lieben, der aus innerster Seelen- und Sittentiefe herauf vor uns lebendig wird. Ein schöner Beleg, daß auch Zeitgenossen, ja entschiedene Gegner über Deecke so urteilen mußten, ist, daß ein hochbedeutender Hauptpastor, der in seinen Anschauungen sein unbedingter Antipode war, doch ihm gegenüber auf dem Standpunkte gebührender Achtung verharrte und dies noch bei Deeckes frühem Tode trotz geistiger und körperlicher Gebrechen den Kindern gegenüber persönlich zu bekunden nicht verfehlte.

Der Aufsatz über den Mystizismus ist aber noch in anderer Beziehung aufs höchste bedeutsam und führt uns mitten in die Seelenkämpfe, von denen wir uns Deeckes leidenschaftliche Natur nicht heftig genug bewegt denken können. Wohl glaubte er damals noch selbstbewußt Herr zu sein über alles Gewirre, das aus seinem Innern aufbegehrte, aber je mehr er sich nach jeder Richtung hin auslebte und auszuleben Gelegenheit hatte, desto deutlicher mußte der Zwiespalt in die Erscheinung treten und damit zugleich zur Entscheidung drängen. Deeckes Geistesentwicklung hatte durch Wegscheiders Schule eine Richtung erhalten, die von der natürlichen Lebenslinie nicht unbedeutend abwich. Wegscheiders einseitige Wertung der Vernunft erwirkte auch in Deeckes Seele diesem Teile ihres Vermögens eine Vormachtstellung gegenüber allen anderen, die diese entweder von vorneherein unterdrücken und töten oder zum Kampf ums Dasein herausfordern mußte. Freilich, es soll nicht gesagt sein, daß nicht auch ohne Wegscheiders Dazukommen Deecke das geworden wäre, was er später ward; aber das ist gewiß, daß die Krisis seiner geistigen Entwicklung, wie sie damals war, durch Wegscheider bedingt ward. Die Fülle der Möglichkeiten, sich zu realisieren, war für Deecke noch damals, seiner reichen Begabung entsprechend, sehr groß, und wenn er auch seinem äußeren Leben durch seine frühzeitige Verlobung und die Berufsstellung, auf die er — so nahe schon — zustrebte, enge Grenzen gezogen hatte, so erfreute sich sein Inneres doch noch einer großen Ungebundenheit, die sich erst allmählich zu dem Gegensatze verdichtete, aus dessen Untergang, wie der Phönix aus der Asche, das Geistesleben erstand, das wir unter dem Namen Ernst Deecke begreifen. Wollen wir auch jene zweite Seele in Deeckes Brust mit einem Namen stempeln, so drängt sich uns von selbst der Jean Pauls auf, von dem wir schon gesehen haben, welche Rolle er in dem Leben auch der Haller Studenten spielte. Er war es, der alle jene Fähigkeiten längst aus dem Schlummer geweckt hatte und sie jetzt zu einer großen und intensiven Aktion zusammenfaßte, oder — man könnte vielleicht besser sagen — entflamnte.

Es kam hinzu, daß Deecke in dem Lübecker Kollaborator H. C. A. Overbeck einen regsamen Gesinnungsgenossen dieser Richtung traf und sich infolgedessen eng an ihn anschloß. War Jean Paul es gewesen, der den Brand in seine Brust geworfen hatte, so war Overbeck es, der das Feuer schürte und so lange zu immer neuem Aufflammen und Aufleuchten entfachte, bis es, sich in letzter Glut verzehrend, zusammenstürzte zu einem kümmerlichen Aschenhaufen. Nun erst war gewaltsam und endgültig Raum gewonnen für bessere und seinem innerstem Wesen angemessenere Geistesbetätigungen. So gründlich wäre Deecke gewiß nicht von dem Wahne, ein Dichter zu sein, geheilt worden, wenn ihn sein Freund nicht so weit getrieben hätte. Im Juni 1828, also kurz ehe er heimkehrte, waren die „Lübeckischen Blätter“ unter der Redaktion Overbecks eingegangen. Dieser hatte der Zeitschrift, die zunächst nur vaterstädtische Angelegenheiten der Vergangenheit und Gegenwart zu besprechen bestimmt war, einen umfassenderen und mehr literarischen oder, wenn man will, schöngeistigen Charakter geben wollen und ihr so ein jähes und frühes Ende bereitet. Jetzt ermutigte ihn Deeckes Dazukunft und Gesinnungsgemeinschaft zur Gründung einer neuen Zeitschrift ungetrübt schöngeistiger Natur, der „Glocke“. Ihr besonderes Gepräge empfing die neue Schöpfung durch die Persönlichkeiten der Verfasser selbst, von denen Deecke sich unter dem Pseudonym „Hans van Eppen“ mehr im Hintergrunde hielt, ohne darum wesentlich von seinem „Kollaborator“ zu dissentieren. Den Gesamteindruck der Beiträge Deeckes kann man deshalb nicht unumwunden erfreulich nennen, weil ihm offenbar die Maske eines „Hans van Eppen“ schlecht stand. Die gesuchte Geistreichigkeit, die überlegene Spöttelei, das galante und geschraubte Liebäugeln mit der „verehrten, verehrtesten und verehrungswürdigen Leserin“, selbst die gezierte Sprache, wie es alles etwa in der „Scherzhaften Anrede an vier Damen über den Nutzen der Geschichte“, oder der „Unwiderleglichen Apologie des Putzes“ oder den „Anthropognomischen Studien“ besonders kraß zutage tritt, erklären sich aus den Zeitumständen nur zu gut, aber können eben darum heutzutage nichts weniger als erfreuen. Ernster und bedeutender sind zum Teil Deeckes literarische Kritiken, unter denen ich besonders die Apologie Kleists hervorhebe; gefälliger und schon durch die Form gebundener die Rätsel, von denen mir einige wert scheinen wiedergegeben zu werden, wenn auch nur deshalb, um sein dichterisches Können zu veranschaulichen.

Charade.

Der kennet meine erste Silbe nicht,
Um den sich Kerkerwand und Fesseln schlingen,
Der kennet meine erste Silbe nicht,
Den sie mit Geißelschlag zum Markte zwingen.
Ein Gott der Liebe gab sie Dir,
Sie ist des Weisen schönste Zier.

Und wo ein Volk, des Rechtes sich bewußt,
Die Fessel bricht, Tyrannengrimm verachtet,
Da schallt sie laut aus froher Menschenbrust,
Die lang in Druck und Finsternis geschmachtet;
Da wird sie erst in ihrem Wert
Erkannt, errungen und verehrt.

Mein zweites geht am Himmel und auf Erden;
Dort wandelt es mit feinem Demantbogen,
Hienieden zieht es fröhlich in das Feld
Durch Waldesnacht, durch goldne Korneswogen.
Sein ist der freie Vogel in den Lüften,
Sein ist das Wild in Wald und Felsenklüften.

Mein Ganzes ist der zweiten Silbe gleich
Und wähnet nur, die erste wäre sein;
Hier schmiegen düstre Fesseln sich um ihn,
Dort schmachtet es in ewger Höllenpein.
Es kämpfet selbst Natur in grausem Streit,
Wenn zu dem Ganzen sich mein zweites weiht.

Fast war das Wort in unserm Mund verklungen,
Geworden war's zu einer bloßen Sage;
Doch Dichtkunst rief die alte Schreckenskunde
Hervor mit allgewalt'gem Zauberschlage.
Ein Kind nun spann sie, aber sie durchwebte
Ein Weber, dessen Kunst zum Himmel strebte.

(Freischütz.)

H o m o n y m e.

Wenn der Abend nächt'ge Schatten
Auf die Fluren niederstreut,
Und, von Tages Mühn ermattet,
Alles sich der Ruhe freut:
Schirm ich tausend sichre Menschen
Unter meinem Flügelschlag;
Doch gleichgültig ist mir jeder,
Der da gehn und kommen mag.

Andern dien ich wohl zum Spotte,
Geißelschläge strafen mich,
Wie und wo ich auch erscheine,
Findet man mich lächerlich.

Doch zerstreut in allen Landen
Triffst Du meines Gleichen an,
Ganze Nationen folgen
Oftmals meiner Irrwischbahn.

Einst mit lichtem Sternenkranze,
In der Hand den Donnerstrahl,
Saß ich bei Walhallas Freuden
In des Nordens Göttersaal.
Von des Helden Feuermute
Hab ich manche Brust durchglüht,
Und mit allgewalt'gem Klange
Pries mich grauer Barden Lied.

(Tor — Thor.)

Ch a r a d e.

Es einen sich zum blütenreichen Kranze
Bei meinem ersten Wort, zur Abendstunde,
Der Jungfrau schönste oft in froher Runde,
Umstrahlet von der Jugend Himmelsglanze.

In ihrem Kreis erblick ich auch das Ganze,
Das gleich der zweiten Silb' in Wald und Flur —
Ein heitres Kind der liebenden Natur —
Dahinschwebt wie zum frohen Ringeltanze.

Denn nicht der dritten gleicht des Ganzen Wesen,
Die unergründlich und verräthrisch fließet
Und Arglist sinnet unter leichtem Schaume.

Nein; in den hellen Augen kannst Du lesen,
Was nur ihr schuldlos frommes Herz verschließt
In seinem heil'gen, stillen Tempelraume.

(Therese.)

Gewiß, man fühlt die Vorbilder heraus, man ermißt daran, wie wenig frei und eigen Deecke in seinem dichterischen Schaffen war, aber man erkennt auch, wie weit er Sprache und metrische Form beherrschte. Es sind unter seinen weiteren, zahlreichen Dichtungen einige Sonette von seltener Schönheit und Übersetzungen, die wie ursprüngliche Dichtungen anmuten, so durchlebt und deutsch. Aber alles dies entschädigt nicht für das e i n e, das jedem wahren Dichter not ist und das wir bei Deecke eben deshalb vermissen, weil er von Natur kein Dichter war: große, wahre Kunst. Jean Paul hatte seine Fähigkeiten unmittelbar und mittelbar über die Grenzen, die nicht nur seine Kraft, sondern auch seine zweite Natur ihm zog, hinaus gesteigert. In den „Bemerkungen über den Mystizismus“, hat er uns selbst darüber unbewußt auf-

geklärt und unterrichtet. Er war nun einmal Wegscheiders treuer Jünger geworden, und wie hätte er unter dem Eiseshauch von dessen Rationalismus zum Dichter reifen können? Was er an wahrhaft dichterischer Begabung besaß, das mußte entweder darunter erstarren oder Kraft genug besitzen, die ganze Masse, die darauf lastete, dennoch zu schmelzen. Was geschah und geschehen mußte, liegt auf der Hand. „Man muß die Glut und Fülle der Phantasie in feste Schranken zurückdrängen, daß nicht eine oder die andere Geisteskraft unbenutzt bleibe und wie ein toter Schatz unangetastet liege“, schreibt er und ahnt scheinbar nicht, wie grausam er die Muse in Ketten schlägt. Der hat den holden Wahnsinn der Poesie nie an sich verspürt, der da meint, die menschliche Seele ließe sich einzwängen in ein Schema und bewähre nicht gerade darin ihr echtestes Leben, daß sie der Fesseln spottet, die fremde Gewalten ihr anlegen, und eigenen Gesetzen folgt. There are more things in heaven and earth, Horatio, Than are dreamt of in your philosophy! Und Gott sei Dank, rang sich auch Deecke später zu solcher Erkenntnis hindurch und blieb nicht, was er vorläufig noch als ehrenvoll betrachtete: der Rationalist, zu dem sein Lehrer ihn absichtlich oder unabsichtlich gemacht hatte.

Hier fassen wir den Zwiespalt in Deeckes Natur in seinem Höhepunkt. Vielleicht war er sich dessen noch nicht einmal bewußt, vielleicht krankte er im Stillen schon daran — wie wir uns überhaupt das Seelenleben eines Menschen, wie er einer war, nicht bewegt und feinfühlig genug vorstellen können —, vielleicht litt er eben darunter, daß er keine der beiden Positionen des Rationalisten und des Dichters aufgeben wollte und doch die eine mit der andern zugleich auf die Dauer nicht halten zu können schon fühlte; vielleicht . . . es gibt tausend „Vielleicht“.

Deeckes Dichtungen haften alle am Boden. Keine von ihnen hat so kräftige Flügel, sich aufzuschwingen in den göttlichen Äther, selbst die formvollendetste nicht. Nur ein einziges Mal leuchten — wie ein Volkslied aus der Menge der „Kunst-dichtungen“ — folgende Verse unter seinen Schöpfungen hervor:

Ich weiß ein schönes Feld,
Mit edler Saat bestellt;
Der Regen es befeuchtet,
Die Sonn herniederleuchtet.

Die Luft wird warm und kalt,
Das Jahr wird neu und alt,
Will doch nichts daraus werden,
Bleibt alles in der Erden.

Da steh ich nun allein
Und wein' und wein' und wein'.
Will doch nichts wiederkommen,
Was mir die Erd' genommen.

An prosaischen Dichtwerken Deeckes ist die „Glocke“ weniger reich. „Peter Boens Briefe aus Kamtschatka“ u. a. lassen das nicht bedauernswert erscheinen. Es ist zu viel Mache und zu wenig Herzblut darin. Eigener und interessanter sind die Briefe „Auf einer Reise durch Rügen“, in denen sich uns zugleich ein kleines Stück Lebensgeschichte darbietet. Noch wird freilich „Ossian aus der Reisetasche gezogen und gelesen“, wenn die Sonne untergeht, oder man sinkt sich unwillkürlich in die Arme und „gelobt sich Freundschaft“; noch ist der großartigen Natur gegenüber das rechte Maß für die Gefühle und Worte der Bewunderung und des Staunens nicht gefunden; aber schon drängt sich eine — wenn auch noch kaum kritische — Vorliebe für Geschichte und Sage hervor, die später einer der Ruhmestitel Deeckes werden sollte. Von wirklicher Bedeutung, weil aus dem Herzen entquollen und in seiner musikalischen Begabung begründet, ist der kleine Aufsatz über Cherubinis Requiem, „Aus meiner Brieftasche“ betitelt. An historischen Aufsätzen und Miszellen aus Deeckes Feder fehlt es übrigens in der „Glocke“ nicht, aber noch ist es — dem Programm der Zeitschrift gemäß — mehr das Anekdotenhafte, das ihn zu interessieren scheint, und die Behandlung des jeweiligen Gegenstandes ist alles andere als wissenschaftlich. Noch war er nicht der Gelehrte der späteren Jahre, noch war er der Literat und Dichter — oder glaubte es doch zu sein.

Das entscheidende Ereignis, dessen Folgen ihn von diesem Wahne zu heilen bestimmt waren, war der jähe Tod Overbecks am 25. August 1829. Dieser war nicht verheiratet und war während der Krankheit von seinem Freunde Deecke gepflegt worden. In seinen Armen starb er auch. Noch in späteren Jahren erzählte er mit Grauen von dieser Schreckensstunde, die ihm deshalb so unvergeßlich war, weil unten im Hause gleichzeitig lustige Paare nach rauschender Musik getanzt hätten, während der einsame Mann oben mit dem Tode rang. Vergeblich hatte Deecke um Ruhe gebeten; das tolle Treiben hatte von neuem begonnen. Noch lange erinnerten den überlebenden Freund gewisse Tanzweisen an jene Schreckensstunde.

Nach Overbecks Tode fiel die alleinige Redaktion der „Glocke“ Deecke zu. Ihr Hauptmitarbeiter war dahin, und nun mußte er aus seiner eigenen Schaffenskraft den ganzen Inhalt bestreiten. So ist er denn auch in den letzten Nummern bis zum 1. Oktober fast ausnahmslos der Verfasser des gebotenen Lesestoffes. Und alsbald merkt man ihm deutlich die Erlahmung an. Die „scherzhafte Anrede an vier Damen über den Nutzen der Geschichte“ liest sich wie ein letzter, verzweifelter Rettungsversuch des untergehenden Jüngers Jean Pauls. Im übrigen füllen Zitate und Lückenbüßer aller Art das Blatt.... Mit Overbeck war eben der dahingegangene, der ihn in der bezeichneten Richtung immer noch fort- und fortgetrieben oder -gerissen hatte und ihn in dem Wahne erhalten, daß er ein Dichter sei. Gewiß war das in guter Absicht geschehen, aber jetzt offenbarte sich der lang vorbereitete Bankrott. Deecke wollte das Blatt retten und ihm — bezeichnenderweise — dadurch neue Lebenskraft verleihen, daß er ihm „allmonatlich ein eigenes Beiblatt, Lubecensien ent-

haltend“, begeben wollte. Vielleicht war er sich dabei nicht bewußt, daß er damit den Schritt zurück tun wollte, den sein Freund von den „Lübeckischen Blättern“ zur „Glocke“ vorwärts getan hatte — beide Male nicht zum Heile. Mit dem 1. Oktober ging die „Glocke“ ein.

Damit stehen wir an dem ersten entscheidenden Wendepunkt in der geistigen Entwicklung Deekes. Er war viel zu klug, um die Zeichen der Zeit nicht richtig zu deuten, und Rationalist genug, um nicht die erforderlichen Konsequenzen daraus zu ziehen. Die Haltlosigkeit seiner poetischen Position, im Innersten vielleicht längst empfunden, war ihm nun klar wie der Tag, und er war ein viel zu reicher Mensch, als daß er ihr allzulange und -heftig nachgetrauert, und ein viel zu reger und tätiger Mensch, als daß er nicht die übrigen Kräfte seiner Seele bald durch um so ernsteren Willen belebt und zu neuen Zielen ermuntert hätte. Schon 1835 fand er in dem Vorwort zu den neuerscheinenden „Neuen Lübeckischen Blättern“, deren Mitbegründer er ward, für die Erwähnung der „Glocke“ in der Reihe der Lübeckischen Zeitschriften nur die sarkastischen Worte: „Die Glocke hatte ausgeläutet, als ihr Glöckner ausgelitten hatte“. Das Schicksal kam ihm zu Hilfe; denn nicht lange, so wurde er, der eben nach der Wahlpredigt über den ihm vom Senior, einem über jugendlicher Parteileidenschaft stehenden Manne, gewiß nicht ohne Ironie vorgeschriebenen Text: „Saul, Saul, was verfolgst du mich?“ seiner Anstellung harrete, auf Betreiben des Direktors Göring an Overbecks Stelle berufen und schwankte nicht, was er wählen und tun solle. Dadurch erhielt sein Leben auch schon äußerlich ein neues Gepräge, einen ernsten Inhalt, eine bedeutende Aufgabe — oder, wenn man will, viele —, und wenn er sich jetzt die Frage vorgelegt hätte, wozu er sich realisieren sollte, so hätte er für die vielen neuen Möglichkeiten doch nur die eine und zwar umfassendste Antwort gehabt: als Lehrer, d. h. als Vorbild, als Mensch im vollkommensten Sinne. Daneben durfte und konnte alles andere nur Liebhaberei sein und bleiben, womit nicht gesagt sein soll, daß er auch die Liebhaberei zur Meisterschaft steigern konnte, wie er es später tat; aber die Hauptsache blieb doch er selbst, der Mensch, die Persönlichkeit, als die er uns teuer geworden ist.

Zu diesen Entschließungen und Wandlungen seines Innern hat die Freimaurerei ihm nicht geringe und nicht zu unterschätzende Dienste geleistet, und wenn er ein wirklich inneres Verhältnis zu ihr gewann, so muß das in dieser Zeit gewesen sein, wo für ihn die Begriffe des äußeren Lebens und der Loge zusammenfielen, die Begriffe Mensch und Freimaurer, wo er an sich selbst erfuhr, daß die Loge das zu sein lehre, was zu werden ihm das höchste Ziel geworden war.

IV. NEUES LEBEN.

Lübeck 1829—1840.

Den Beruf eines Kollaborators an der „St. Katharinschule“ trat Deecke nicht unvorbereitet an. Er hatte schon als Kandidat hie und da an verschiedenen Schulen unterrichtet; seine Lehrtätigkeit reichte ja sogar, wie wir gesehen haben, in seine Primanerzeit zurück. Aber auch abgesehen davon war er, wie die Zukunft bewies, der Lehrer, der er ward, und als der er noch in der dankbaren Erinnerung vieler Schüler lebt. Seine Tätigkeit erstreckte sich namentlich auf den Unterricht in Geschichte und Geographie und beschränkte sich im wesentlichen auf die damals noch „Bürgerschule“ genannte Abteilung des Katharineums. Von Anfang an widmete er sich seinem Berufe mit großer Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit. Darauf gründeten sich die Erfolge seiner Wirksamkeit mindestens ebenso sehr wie auf seine reichen Kenntnisse und die schon damals empfundene Macht seiner Persönlichkeit. Er hat später einmal geschrieben, seine Maxime sei, sich für ein Amt zu bilden, um hernach das Amt durch sich zu bilden; das deutet in der Tat in einer treffenden Sentenz seinen Lebensgang an.

Ein halbes Jahr nach dem Antritt des Amtes, am ersten Ostertage 1830, führte Deecke seine Braut heim. Seine Verlobung war unter so seltsamen Umständen vor sich gegangen, daß ich nicht umhin kann, hier nachträglich kurz darüber zu berichten. Wir haben gesehen, daß er als Student oft zum Besuche seiner Verwandten nach Braunschweig reiste. Hier fesselte ihn bald besonders seine fast gleichaltrige Kusine Minna Müller durch ihren Liebreiz und ihre sonnige Freundlichkeit. Ihr Vater war Chef eines großen Kolonialwaren- und Porzellangeschäftes, wie solche in alter Zeit häufiger bestanden. Die Braunschweiger Messe, damals noch von großer Bedeutung, führte auch andere Landsleute dorthin. Einer von ihnen, der auch in jenem Hause verkehrte, hatte das junge, hübsche, wohlhabende Mädchen sich zur Frau ausersehen und ihren Vetter Deecke gebeten, den Heiratsantrag zu vermitteln. Das mag diesen hart genug angekommen sein, denn sein Herz trug schon schwer an der heimlichen Liebe, aber wie sollte und konnte der arme, aussichtslose Student den gewandten und gern gesehenen Kaufmann ausstechen? Und doch hielt er es für seine Pflicht, das Vertrauen des Freundes nicht zu täuschen und dem wahren Glück der Geliebten nicht entgegen zu sein. Er brachte also die fremde Werbung vor und erhält — gewiß zu seiner nicht geringen Überraschung — die offene und ehrliche Antwort: „Danke Deinem Freunde S.... für sein Zutrauen, aber sag ihm nur, ich wolle ihn nicht. Wenn ich überhaupt heirate, so nehme ich — Dich!“

Da Minna das einzige Kind ihrer Eltern war, so hatten diese trotz der unsicheren Zukunftsaussichten nichts gegen den mittellosen Gelehrten; sie konnten ja

ihrer Tochter alles Nötige zu einem behaglichen Hausstande in die Ehe mitgeben. Leider sollten die Hoffnungen des jungen Paares auf ein stilles Wohlleben sich als trügerisch erweisen, denn nach dem frühen Tode des Vaters übergab seine Frau Vermögen und Geschäft zur Verwaltung einem Verwandten, und dieser erwies sich als sehr ungetreu. Der Bankerott eines befreundeten Hauses verschlang endlich das noch Übrige, so daß die Mutter schließlich ganz zu ihren Kindern nach Lübeck ziehen mußte, wo sie noch lange als allgeliebte Großmutter die Erziehung der Enkelkinder leitete.

Freilich verflossen die ersten Jahre der jungen Ehe noch in ungetrübtem Glück. Die kleine Häuslichkeit war einfach, aber behaglich eingerichtet. „Es ist gerade ein schöner Sonntag“, schreibt Deecke, „und meine Minna sitzt noch ebenso frühlingsherter wie sonst an ihrem Nähtischchen, und die Orgel der Jakobikirche pfeift eben in den letzten Tönen; — ja, es ist alles wie sonst, ausgenommen das, was besser und ruhiger geworden ist: mein Kopf, der überall seine Frescomalereien ankleckste und wie ein echter Türke sich für einen Heiligen hielt, eben weil er ein Narr war. — Und wie ich mich so umsehe, dünkt es mich, als sei ich aus einem langen Schlaf erwacht und wäre wieder ein frohes Kind, das alles leicht und sich selbst am leichtesten erträgt. — Wie niedlich, wie behaglich ist alles um uns her, wie wird man in alles hineingezogen, oder mischt sich in alles; — diese ernsthaften Beratungen über das Wohl des kleinen Staates, diese Landtagsreden pro et contra, diese starre Notwendigkeit, die wie ein freier Entschluß aussieht, die ernste Miene, die ich selber aufsetze, und die Gravität, mit der ich abends meine Stiefel aus- und meine Nachtjacke anziehe; ach, das macht auf Jahre gesund, wenn auch nichts davon im Hufeland steht. Und nun gar mittags und abends diese platonischen Symposien, wo ich als echter Sokrates bald lehrend frage, bald fragend lehre und mich über alles ausbreite, was ich weiß und nicht weiß; die ungläubige, lächelnde Miene, mit der Minna mich ansieht, und die dazwischen flötende Ermahnung, ja nicht zu schnell zu essen oder zu heiß, und vor allem gut zu kauen — nun wahrlich, wen das nicht rührt, der muß entweder das, worin man rührt, oder das rührende Medium selbst sein. Vive la bagatelle! Vive l'amour!“ Dabei aber wurde fleißig gearbeitet. Außer im Gymnasium unterrichtete Deecke, soweit ihm seine Zeit erlaubte, auch in anderen Schulen und gab Privatstunden. Auch zu theologischen, sprachlichen und geschichtlichen Studien findet sich Gelegenheit und Zeit, natürlich liegt ihm auch das weite Feld freimaurerischer Arbeit nicht brach, und wenn der Vielbeschäftigte Erholung sucht, so findet er sie außer in seiner Familie in Homer, Calderon, Shakespeare, Goethe, Schiller und Lessing.

Schon hier drängt sich uns gewissermaßen das Rätsel seines Lebens auf: Wie hat ein Mensch solch ungeheure Masse der verschiedensten Arbeiten bewältigen können, zumal da alles, was er tat und trieb, ihn innerlichst in Anspruch nahm und beschäftigte? Und nicht, als ob er sich im ersten Ansturm übernommen hätte und allmählich in seiner Kraft erschlaft wäre, vielmehr wuchs mit den Jahren die Arbeitslast schier ins Ungemessene. Man bedenke nur, daß derselbe Mann später Professor am Katharineum,

Vorsteher der Stadtbibliothek, Vorsitzender Meister einer Loge, Leiter eines großen Pensionats und wissenschaftlicher Forscher war, ja keines dieser Ämter mit all ihren vielen Pflichten bekleidete ohne ferne, dauernde, bedeutende Leistungen und Wirkungen. In der Tat, ein Rätsel! Denn der Grundsatz, jede Arbeit, auch die kleinste, gleich zu erledigen und keine zu verschieben, den er von Anfang an befolgte, erklärt eben nur das Äußerlichste daran. Das Innerste bleibt wunderbar: die Lebens- und Geisteskraft, die sich eben in dem Augenblicke, in dem wir stehen, zu voller Blüte zu entfalten begann.

Und zu alledem hat es ihm an harten Prüfungen nicht gefehlt. Die kleinste — auch in seinen Augen — war der Verlust des gesamten Vermögens seiner Schwiegermutter, wodurch er sich auch äußerlich ganz auf seine eigene Kraft und Arbeit zurückgeworfen sah. Unvergleichlich härter und tiefer traf ihn, wie seine Aufzeichnungen bezeugen, die schwere Krankheit seiner Mutter. Nur die gütige und geduldige Liebe seiner Frau und die erste Vaterfreude über seinen Sohn vermochten ihn zu trösten „in dieser naßkalten, windigen Zeit, die mich umstürmt und mir fast das Stehen raubt.“ Diese Krankheit war jedoch nur erst der Vorbote des nahen Endes, das die Drei- und fünfzigjährige endlich von langen Leiden erlöste (1833). Zum Überfluß mußte in eben jener Zeit unsere Vaterstadt von einer heftigen Choleraepidemie heimgesucht werden; glücklicherweise ging sie an dem Deeckeschen Hause gnädig vorüber, obgleich gerade von hier aus den armen Opfern tätige Hülfe in reichem Maße zuteil geworden war. Diese Zeit der ersten, innerlichst empfundenen Schmerzen und der äußerlich andrängenden Pflichten und Nöte war es, in der Deecke sich zu der sittlichen Persönlichkeit ausreifte, die er später war, indem er sich selbst überwinden lernte. „Es ist merkwürdig“, schreibt er, „wie wenig der Mensch die glücklichen Tage, die er gerade hat, zu schätzen weiß. Vor noch wenigen Jahren — wie lag mir da die ganze Welt offen; alles strebte und einte sich, mich aufzuheitern, anzuziehen und mir zu gefallen, und ich war trübsinnig, eigenwillig, ungerecht gegen Gott und Menschen. — Ein Jahr später starb schon mein guter Overbeck, noch später trafen mich Familiensorgen, und jetzt, wo Familienleid, Sorge, Cholera und Tollheit auf mich einstürmt, bin ich so guter Laune, daß ich beinahe mein Testament machen möchte, wäre anders eins nötig.“ Und bald darauf: „Es ist sonderbar, daß man, je älter man wird, desto mehr Lust am Leben gewinnt“. Und diese Lust ward ihm gelohnt. Die kleine Familie vermehrte sich bereits zwei Jahre nach der Geburt des ältesten Sohnes um eine Tochter (1834), beides gesunde, kluge Kinder, und für die große Familie, der er angehörte, die Schule, begann mit dem Rücktritt des bisherigen Direktors Göring (1831) und der Berufung des Professors Friedrich Jacob an seine Stelle eine neue, glückliche und segensreiche Zeit. Zwar verlor Deecke bald darauf (1832) in Professor Grautoff einen guten Freund, aber dafür wurden die Beziehungen zu den lebenden — vor allem zu Detmer, von Großheim und Poser — desto enger, und auch mit einzelnen Schülern verknüpften ihn allmählich mehr als berufliche Beziehungen. Da er eine Zeitlang vertretungsweise in der Prima

unterrichtet hatte, trat er zu einigen der älteren Schüler in ein persönliches Verhältnis, aus dem sich mit der Zeit ein freundschaftlicher Verkehr entwickelte. Geibel, Ernst Curtius, der spätere Kabinettsrat Friedrich Wilhelms IV. Markus Niebuhr, der spätere Kunstgeschichtler Ferd. Röse, der spätere Mediziner Karl Litzmann u. a. kamen zu traulichen Abenden in sein Haus. Ein gemeinsames Interesse für Poesie verband den Kreis. Wer in der Woche gedichtet hatte, teilte seine Verse mit, und Deecke sang auch wohl mit seiner schönen Stimme ein oder das andere Lied. — Tüchtige Menschen wählen selten den bequemsten Weg. Deecke schlug stets den ein, auf den ihn Überzeugung und Gewissen leiteten, ohne Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit und äußere Ehre. Schon damals stellte er seine gewaltige Kraft ganz und voll in den Dienst seiner Mitmenschen. Er hat sie leider nur zu früh verbraucht!

Damals begann auch der Kampf um die den neuzeitlichen Anforderungen nicht mehr genügende „Bürgerschule“ des Katharineums. Deecke sollte zu der endlichen Lostrennung der Bürgerschul- von den Gymnasialklassen das Seinige tun, d. h. das meiste. Da er die geeignete Persönlichkeit war, drängte man ihn auf diesem Wege vorwärts, ohne ihn jedoch später für die an Lebenskraft und äußerer Stellung gebrachten Opfer entsprechend zu entschädigen. Er erhielt zwar bald, während er bisher nur meist in den unteren Klassen unterrichtet hatte, die Ordinarie der beiden obersten Bürgerschulklassen, in denen er Deutsch, Geschichte, Geographie und Handelswissenschaft lehrte, aber damit blieb er auch trotz aller anderweitigen Veränderungen während der noch 27 Jahre seiner Amtstätigkeit, was er war, und zugleich von den Gymnasialklassen nahezu ausgeschlossen; nur daß er innerhalb seines Amtes bald unabhängiger und selbständiger schaltete und waltete, war ein Vorrecht, das seine Direktoren „seiner bewährten Tüchtigkeit gern aufs freieste“ einräumten.

Seitdem die „Glocke“ ausgeläutet hatte, war Deecke literarisch verstummt. Das Amt und viele einzelne Pflichten daneben füllten, wie wir gesehen haben, seine Zeit zum größten Teile aus. Aber daß er trotzdem, was ihm an Zeit und Gedanken überdies freiblieb, nicht nutzlos vergeudet hatte, davon legte die nächste größere Arbeit, das Programm der St. Katharinenschule vom Jahre 1834, ein beredtes Zeugnis ab: „Einige Nachrichten von den im fünfzehnten Jahrhundert zu Lübeck gedruckten niedersächsischen Büchern.“ In ihr offenbarte er sich plötzlich als ein Forscher auf dem Gebiete der vaterstädtischen Geschichte, und zwar als einer, der nicht nur äußerlich Fleiß und Sorgfalt auf seine Arbeit verwendet, sondern mit innerlichstem Anteil seine ganze Persönlichkeit in seiner Arbeit aufgehen läßt. Das erkennt man schon an folgenden kurzen Auszügen: „Was nun für die Vollständigkeit der folgenden Nachrichten die hiesige, die Braunschweigischen und Wolfenbütteler Bibliotheken darboten, ist mit Liebe benutzt.... Auf diplomatische Genauigkeit in den Titeln und herausgehobenen Stellen, so wie in Aufzählung mehr oder minder augenfälliger Merkzeichen ist ernster Fleiß verwandt; denn es haben dabei die ge-

nannten Hilfsmittel kleinstenteils zur Sorgfalt aufgemuntert, größtenteils vor Flüchtigkeit gewarnt. Aber an uns ist es, dies Wenige zu erhalten und den Enkeln zu bewahren. Dazu nun hilft nicht stolzes Verhehlen, ängstliches Hüten, törichtes Eifersüchteln, sondern ein wahrhaft gemeinnütziger Sinn, der selbst anscheinende Unzuträglichkeiten nicht scheut, wo es darauf ankommt, die Wahrheit frei zu machen. Und doch ist jedes, auch das kleinste vaterländische Denkmal, sei es Handschrift oder Druck, Wappen, Siegel oder Münze, erwünscht und willkommen, jede irgend genaue dahin bezügliche Nachricht und Nachweisung angenehm und erfreulich.“ Man sieht, Deecke befindet sich bereits mitten und sicher in seinen Studien, seine Liebe gehört ihnen und seine Kraft, und vor allem tritt er auch hier mit der ganzen sittlichen Energie seiner Person für die gute Sache auf den Plan und hilft ihr so zum Siege.

Aber welche Wandlung in seinem Innern! Zugewandt hatte sich schon, das sahen wir, seine Teilnahme der vaterstädtischen Geschichte, aber welch ein Schritt von jenem Artikel „Wahrzeichen“ im 44. Hefte der „Glocke“ etwa bis zu dieser Abhandlung! Dort gefällig, unterhaltsam, anekdotenhaftes Geplauder; hier die strenge Sprache des Wissenschaftlers! Und das alles bei einem so intensiv und niemals leichthin lebenden Menschen! Des Rätsels Lösung ist nicht schwer, wenn wir auf sein Leben zurückblicken: an Stelle Overbecks war ein anderer getreten; diesmal ein Wissenschaftler ernstesten Schlags, ein Historiker von bedeutendem Rufe, Professor Grautoff. Auch er war Deeckes Kollege und, obgleich er wesentlich älter war, sehr bald sein Freund. Gemeinsame Neigungen schlangen das Band, gemeinsame Arbeit knüpfte es fest um beider Herzen. Und so haben wir hier das Schauspiel wiederholt vor Augen, daß Deeckes Persönlichkeit, so eigenartig und selbständig sie war, sich doch leicht leiten ließ, und ich glaube nicht irre zu gehen, gerade im Hinblick auf die Gegensätzlichkeit der beiden eingeschlagenen Richtungen, die hier nicht gleichzeitig wie in Halle, sondern nacheinander in die Erscheinung treten, wenn ich daraus auf einen großen Reichtum, eine seltene Vielseitigkeit der Begabung schließe, die sich überall, wo sie sich ergriffen und getrieben fühlte, zu bedeutender Betätigung entfaltete. Wenn ihr keine allseitig gleiche Ausbildung beschieden war, so lag das im Wesen solcher Begabung selbst. Ein intensives Streben nach Universalität der Geistesbildung hat Deecke immer beseelt, aber auch er ist an diesem Streben, das sich, aus der Enge in die Weite sehnend, doch immer aus der Weite in die Enge getrieben sah, gescheitert. Jedenfalls aber hat es auf dem Wege, den der ältere Freund ihm wies, ungleich wertvollere und dauerndere Werke schaffen können. Deecke hat dem früh Entrissenen durch die Mitarbeit an der Herausgabe seines Nachlasses dafür den schuldigen Dank abzustatten nicht unterlassen.

Doch wir sind der Zeit vorausgeeilt. Wir besitzen noch aus dem Jahre 1833 ein Schriftchen, das gewissermaßen den Übergang darstellt zu der Schrift, die wir soeben besprachen; es ist das „Offene Sendschreiben an Gottfried Herrmann, den wackeren Musiker.“ Der Stil ist dem Hans van Eppens noch nahe verwandt, der Inhalt dem

Verfasser der Artikel „Über den Mystizismus“ und „Aus meiner Briefftasche“ gerade gelegen, denn es galt einen Kampf gegen die Unduldsamkeit auf dem Gebiete der Musik. Aber, wieviel weniger geistreichend, wieviel tiefer heraufgrollend ist sein Zorn, wieviel gewichtiger seine Persönlichkeit, die er kühn und unerschrocken genug in die Wagschale wirft.

Gottfried Herrmann war damals Organist an St. Marien und städtischer Musikdirektor. Eifernde Frömmeler hatten offenbar Anstoß daran genommen, daß der Organist von St. Marien auch weltliche Musik, wohl gar Opern dirigierte und als Solist auftrat, und versucht, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen. Da tritt Deecke öffentlich für ihn ein, weist an dem Beispiele Händels besonders schlagend nach, wie in einer Person Sinn und Begabung für kirchliche und weltliche Musik vereint rege sein könne, und führt, zumal gegen den Schluß hin, so selbstbewußt sichere und sittlich kräftige Hiebe, daß man den Erfolg begreift: Herrmann waltete*) nämlich nicht nur ferner ungestört seines doppelten Amtes, sondern ward obendrein zu Ostern desselben Jahres — die Schrift ist den 29. Januar 1833 datiert — Gesanglehrer am Katharineum. Der Schluß des Schriftchens ist so bezeichnend für Deeckes Charakter, daß ich mir nicht versagen kann, ihn hier abzudrucken:

„Denn glauben Sie ja nicht, daß ich der Kirchenmusik nur einmal so abhold bin wie manche der ersten Protestanten, die doch selbst die Orgel und den Gesang als andachtstörend aus der Kirche verbannt wissen wollten. Ich erkenne vielmehr gerade darin Luthers reinen, gesunden Sinn — um nicht Takt zu sagen —, daß er mit Wort und Tat für sie eiferte und begeisterte und, wie ein Augenzeuge sagt, „nicht matt noch müde wurde, zu singen, und immer erhitzter ward in seinem Geist“. Aber es beweist sich zugleich daraus, wie wenig das seine echten Nachfolger sein können, die, ihrer unmittelbaren christlichen Erkenntnis und Glaubenskraft sich rühmend, mit streng reformatorischem Wesen und Anstande sich geberden und doch nicht nur nicht ein einziges echtes Kirchenlied zu machen imstande sind, vielmehr noch unvernünftig eifern und töten, wo sie beleben sollten. Und wenn sie, wie der heidnische Sokrates, noch in späteren Jahren Musik lernen müßten, um an ihren Früchten erkannt zu werden: es würde sie besser kleiden als ein blindes Aburteilen über Sachen, von denen sie nichts wissen und verstehen. — Ich unterschreibe noch jetzt, was Herder in seiner Cäcilia sagt: „Die heilige Musik ist so wenig ausgestorben, als das wahre Gefühl der Religion und Einfachheit aussterben kann; indessen hoffet und wartet sie freilich auf eine Zeit der Wiedereinsetzung und Offenbarung.“ — Und daß wir dieser Zeit auch schon in unserem Lübeck entgegengehn, davon zeugt nicht bloß eine höchst beachtenswerte, zweckmäßige Schrift, die erst

*) Im Winter 1844/45 war Herrmann zugleich als Kapellmeister am Stadttheater tätig. Erst nach seinem ersten Fortzuge 1845 wurde der Organistendienst von dem eines städtischen Musikdirektors abgezweigt. Cf. Carl Stiehl, Musikgeschichte der Stadt Lübeck. S. 49—51.

neulich erschienen ist, sondern auch das redliche und erfolgreiche Streben manches Geistlichen, der in aller Stille und Leidenschaftslosigkeit das Seine tut. Und diesen Gesinnungen, diesem Streben werden Sie, wackerer Musiker, das weiß ich, entgegenkommen und entsprechen; Sie werden dies sogar als eine ernste Angelegenheit behandeln, die, einmal ehrenhaft zustande gebracht, der Zeit zu trotzen vermag. Dabei aber brauchen Sie keineswegs zweien Herrn zu dienen, sondern nur der einen herrlichen Musica, die von jeher freie Kunst war und der Fesseln spottet, so man ihr anlegen möchte; dabei aber sollen Sie auch ohne indiskrete, zumal öffentliche Kränkung sicher und ungefährdet Ihr Ziel verfolgen dürfen; dafür bürgen Ihnen der gesetzmäßige Sinn freier Bürger und die allgemeine Achtung aller Wohlgesinnten, zu denen auch ich zu gehören die Ehre habe.

Ihr aufrichtiger

Ernst Deecke
semper philosophiae studiosus.“

Es ist schön, daß wir aus jener Zeit ein öffentliches Zeugnis so mannhafter und edler Gesinnung von Deecke besitzen, schöner, daß wir zugleich versichern können, daß er sein Leben lang nicht von dieser Gesinnung gelassen hat, auch in Zeiten, wo es schwerer war, sich zu ihr zu bekennen, und wo mehr auf dem Spiele stand. Fragen wir uns schon hier, woher er die Kraft nahm, solche Gesinnung frei zu betätigen, so gibt es darauf außerhalb seiner selbst nur eine Antwort: die Loge. Denn das gilt für sein ganzes Leben: was er als Mensch zu leisten vermochte, das hatte er als Freimaurer gelernt. Und so wirkte er, wo er seiner Kraft ein Feld bereitet sah, unermüdlich, sich selbst auf jedem zur Meisterschaft erhebend.

Seine historischen Forschungen trugen 1835 eine neue Frucht, die „Beiträge zur Lübeckischen Geschichtskunde“. Da steht er nun schon mit beiden Füßen fest auf dem Boden nunmehr seiner Forschung. Und wie er alles, was er tat, in einen großen Zusammenhang stellte, so sollte auch diese Schrift nur das erste Heft und also der Anfang einer größeren Arbeit sein, welche die Literatur der Lübeckischen Geschichte nach Umfang und Tiefe im weitesten Sinne behandeln sollte. Hier waren vorläufig nur paradigmatisch die Werke zusammengestellt, die die Lübeckische Geschichte im allgemeinen behandelten, also die Chroniken usw. Die folgenden, in Aussicht genommenen Hefte sind leider nicht erschienen, obgleich Deecke schon damals schreibt: „Das Ganze ist längst gesammelt und bedarf nur gehöriger Ordnung und Überarbeitung; zu beiden fehlte bisher die Zeit, und so war der Verfasser gezwungen, zu zerstückeln, was er gern auf einmal und aus einem Gusse gegeben hätte.“ Die Gegenwart reichte für solche Pläne nicht hin, die Zukunft aber brachte neue, größere; und so ging es nicht nur schon jetzt, sondern auch später, und indem die großen Pläne scheiterten, gelangten nur die kleinen und kleinsten wirklich zur Ausführung und Reife. Das ist Deeckes historischen Arbeiten zum Verhängnis geworden.

Über den wissenschaftlichen Wert dieser und der folgenden Arbeiten und Werke aus dem Gebiete der Geschichte bin ich nicht vermessen genug mir ein eigenes Urteil anzumaßen, da ich kein Historiker bin. Nach allen Zeugnissen darüber ist jener unbestritten. *) Was mir persönlich bedeutsamer scheint und für meine Zwecke wichtiger ist, das ist der Geist, die Gesinnung, aus der heraus auch diese Schrift geschrieben ist, die sittlich schwellende Kraft, die ihm das kurze Vorwort diktierte. Wie er eifert gegen die Abergläubischen, welche in dem toten, tiefbegrabenen Buchstaben den Ruhm und die Herrlichkeit der alten Vaterstadt mit gefährlicher Eifersucht bewachen! „Die Kurzsichtigen! als wenn man nicht gerade aus der frei und lebendig gewordenen Geschichte das gewänne, wonach sie innerhalb ihrer enggesteckten Pfähle vergebens ringen: Mut und Klugheit und Vertrauen zu einem frischen, ersprießlichen Tun, das ihnen der Mitwelt und der Nachkommen Achtung sichert!“ Wie er selbst unter den eigenen Zunftgenossen vor denen warnt, die „durch imponierendes Auftreten“ den Ruf und Ruhm wahrer Kenntnisse „gern erschleichen möchten“, und wie bescheidenlich er bekennt, daß er selbst noch weit vom Ziele entfernt sei und sich mit Rücksicht auf die „einmal obwaltenden Verhältnisse“ begnügen müsse, „da ein buntes Steinchen zu finden oder ein bescheidenes Blümchen zu pflücken, wo andere, als kundige Männer, reiche Schachte befahren und gesegnete Fluren schaffen!“ Ein wehmütiges Geständnis und alles andere als eine hohle Phrase! Von solch einem Manne erwartet man denn auch nichts anderes, als daß er sich „eitler Vermutungen und des bloßen Nachschreibens so viel als möglich enthalten und nach eigener Ansicht lieber geurteilt hat, als nach fremder“. Nur ein Fehler seiner Arbeitsweise tritt schon hier zutage und wird gerade deshalb noch heute besonders lebhaft empfunden, weil seine Arbeiten noch heute wertvoll sind: es fehlt an genügenden Quellennachweisen. Der dafür angegebene, auch an und für sich undurchsichtige Grund, er habe befürchten müssen, „namentlich manche Privatsammlung wider Willen mit Stillschweigen zu übergehen“, kann gerechtermaßen niemand befriedigen. Die Anforderungen an eine wissenschaftliche Arbeit waren eben damals andere als heutzutage, und es würde nicht von einer Kenntnis der Deeckeschen Arbeitsweise zeugen, wollte man seinen Arbeiten deshalb Mangel an Gründlichkeit und Sorgfalt vorwerfen.

Aus dieser arbeitsreichen Zeit stammt auch der Bericht Hoffmanns von Fallersleben über seinen Lübecker Aufenthalt und sein Beisammensein mit Deecke, ein Zeugnis, das es schon wegen seiner Herkunft verdient, nicht mit Stillschweigen übergangen zu werden. Es lautet (Mein Leben. Bd. II S. 323): „Den 16. August (1836) traf ich in Lübeck ein. Die Stadt erinnert an die schönsten Zeiten des Mittelalters..... Den nächsten Tag machte ich mehrere Besuche. Es tat mir wohl, daß ich in Dr. Deecke und Prof. Classen zwei frische, heitere Männer fand, denen ich viele frohe Stunden in Lübeck verdanke. Deecke zeigte mir die Schätze der Stadtbibliothek, die Lübecker Drucke, die er selbst

*) Vgl. u. S. 71.

beschrieben hatte, und versprach mir eine getreue Abschrift von „Lantsloot ende die scone Sandrijn“, die ich auch später erhielt. Den folgenden Tag führte er mich in den Ratskeller, wo wir denn ganz gemütlich den Abend verbrachten. Sehr befriedigt setzte ich den 19. August meine Reise fort und erreichte den folgenden Tag Hamburg“. Ein entsprechendes Zeugnis liefert ein Brief Wilhelm Wackernagels an Deecke vom 8. März 1851, in dem er sich eines ähnlichen Beisammenseins mit ihm dankbar und freundschaftlich erinnert.

Die nächste Zeit feierte Deeckes Feder, aber nur gezwungen; denn er hatte sich, nachdem er 1836 an Stelle des verstorbenen Dr. Tiburtius zum „Kollegen“ aufgerückt war, besonders von seinem Direktor Jacob bestimmen lassen, die für das Gedeihen des Katharineums wesentliche Pensionsanstalt des Professors Ackermann zu übernehmen, da sich dieser kränklichkeitshalber nach Dresden zurückziehen wollte (1837). Da ihm günstige Bedingungen für die Übernahme gemacht wurden und dazu namhafte Autoritäten ihn drängten, die das vielen Bürgern der Stadt nutzbringende Institut in guten Händen wissen wollten, so hatte er sich endlich entschlossen, das gemütliche Stilleben im Kreise seiner kleinen Familie aufzugeben und ein großes Haus mit Garten und weitläufigen Hintergebäuden, die bei ansteckenden Krankheiten sogar völlige Abschließung gewährten, zu erwerben. Dieses Grundstück lag in der Mitte der Stadt an der Königstraße; es ist das Haus, in dem sich bis jetzt die Roquettesche Privatmädchenschule befand. Es enthielt sechzehn Zimmer, von denen zwei große Säle waren. Obgleich das Pensionat gut besucht war — es umfaßte zu Zeiten zwanzig Schüler und mehr aus aller Herren Länder, Russen, Schweden, Engländer, Amerikaner, Spanier, Italiener — nur keine Franzosen —, so machte die Sache doch viele Mühen und Sorgen und beschränkte die Muße des alle Pflichten ernst und gewissenhaft Erfüllenden aufs äußerste. Dazu kam, daß der frühere Inhaber die günstigen Bedingungen, die er anfangs gestellt hatte, nicht innehielt, vielleicht auch nicht innehalten konnte — er zog gleich in den ersten Jahren mehrere auf längere Zeit versprochene Geldposten ein — und so das Unternehmen schwieriger machte, als Deecke erwartet hatte. Zugleich schwanden die letzten Hoffnungen und Aussichten auf die Erbschaft aus Braunschweig. Das Drückende dieser Lage konnte die glückliche Geburt einer zweiten gesunden Tochter (1837) nur vorübergehend erhellen, denn während die vielen neuen Sorgen und Pflichten den Vater zwar nur belasteten und beugten, drückten sie die Mutter zu Boden. Mit unermüdlicher Sorglichkeit und Umsicht nicht nur stand sie dem über dreißig Personen umfassenden Hauswesen vor, sondern sie tröstete und munterte auch den Gatten und die Mutter mit unendlicher Heiterkeit der Seele auf und wußte trotz aller vermehrten häuslichen Pflichten die liebgewordene anregende Geselligkeit aufrecht zu erhalten, aber — leider! — nur auf Kosten ihrer Kraft und ihres Lebens. Eine plötzliche Krankheit — es war Typhus —, die sie sich in dem nassen Sommer beim Besuch einer befreundeten Gutsbesitzerfamilie zugezogen hatte, brachte dem zarten und über die Kraft angestrengten Organismus einen schnellen Tod. Als

sie von dem unglücklichen Ferienbesuch, der ihr Erholung bringen sollte, heimkehrte, fiel sie alsbald in völlige Erschöpfung. Schon nach wenigen Tagen verzehrte das Fieber mit furchtbarer Gewalt ihre Kräfte, und sie starb trotz aller liebevollen Pflege, die ihr Mann, unterstützt von seinem vorzüglichen Hausarzte, ihr widmete. Die Sektion ergab eine weit vorgeschrittene Zerstörung der inneren Teile.

So stand Deecke mit vier kleinen Kindern mitten in dem großen Hauswesen allein. Zwar nahm sich die Großmutter, die soeben in ihrer Tochter das Letzte und Liebste hatte dahingeben müssen, ihrer Enkelkinder an, aber der Hausstand mußte Fremden überlassen werden.

Wie schwer Deecke an diesem Verluste trug, kündet keine Zeile mehr. Wir wissen nur: er suchte und fand Trost in vermehrter Arbeitsamkeit. Noch in demselben Jahre (1838) erschien in den „Lübeckischen Blättern“ von Nr. 27—30 ein Aufsatz über „Die früheren Verhältnisse des hiesigen Ministerii im Überblick“ und schon am 26. Januar des folgenden Jahres als Jubelschrift, im Namen des Katharineums der Lübeckischen Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit zur Feier ihres 50jährigen segensreichen Wirkens dargebracht, die „Grundlinien zur Geschichte Lübecks von 1143—1226“, d. h. eine Feststellung und Berichtigung der überlieferten Daten, „eine sehr verdienstvolle Arbeit“, wie eine Kritik der „Litteratur-Zeitung“ rühmt. „An Männern muß sich die Jugend zu Männern bilden“, heißt es in der Widmung, und wo wäre ein Mensch mehr Mann gewesen und mehr Vorbild als Deecke eben in der Zeit, da er diese Worte schrieb? Das Merkwürdige dieser Lebensperiode zumal ist, daß seine Lebenskraft nach jeder Richtung so intensiv zur Betätigung drängte, daß sie auch durch nichts und nirgends ganz gelähmt werden konnte. Er verwirklichte das Goethesche „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten....“ mit einer Kraft des Körpers und Geistes, wie sie gewiß nicht oft so allseitig und gewaltig in einem Menschen in die Erscheinung tritt. Und so sehen wir das Bild dieses Menschen rührend verklärt, wenn wir uns erzählen lassen, wie er seinem Gemüt noch Heiterkeit genug abrang, um mit seiner jüngsten Tochter zu spielen, sie auf seiner Schulter reiten zu lassen und sie hübsche kleine Lieder singen zu lehren, während sie am Klavier auf seinem Schoße saß, oder ihr in seinem Studierzimmer Bilder zu zeigen und ihr hübsche Geschichten dabei zu erzählen vom Faulen und Fleißigen nach Hogarths Stichen oder von dem alten König Lear und seinen drei Töchtern, wozu die Umrißzeichnungen von Retzsch besehen wurden, oder aus der großen französischen Ausgabe von Buffon ihr Tiere zu zeigen und von deren Leben zu erzählen, manchmal auch lustige Geschichtchen vom Männlein in der Gans oder vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

V. NEUES GLÜCK.

Lübeck 1840—1848.

Deecke war seinem Wesen und seinen Lebensumständen nach nicht der Mann, lange ehelos zu bleiben. Früh hatte er sich verlobt, früh geheiratet und so seiner Natur durch das Gesetz, das er ihr auferlegte, die rechte Freiheit gegeben. Nun, da er Witwer geworden war, mochte er mehr als je fühlen, was ihm fehlte, und nicht nur ihm, sondern auch seinen Kindern und seinem großen Hauswesen. Die allgeliebte Großmutter konnte zwar den Kindern eine selige und unvergeßliche Erinnerung werden; aber zu ihrer Erziehung und zur rechten Leitung des vielfältigen Hausstandes blieben doch immer fremde Kräfte nötig, und was das heißt, wird jeder nachempfinden, der einen entsprechenden Sinn für Familienleben und Häuslichkeit hat. So verheiratete Deecke sich schon nach zwei Jahren wieder und zwar mit Johanna Boldemann aus Grabow in Mecklenburg, zehn Jahre nachdem er seine erste Frau heimgeführt hatte. Deeckes erste Ehe war so glücklich gewesen, daß man für die zweite fürchten mußte, aber diese sollte jener die Wage halten, auch bezüglich der Dauer: nach wiederum acht Jahren nahm der Tod ihm die zweite Gattin.

Aber ähnlich waren sich die beiden Frauen kaum. Müssen wir uns die erste mehr lieblich, zierlich, lebhaft, rührend in Geduld und Liebe allen Verstimmungen ihres Mannes gegenüber, in voller Jugendlichkeit reif und in steter, stiller Güte tätig denken, so unterschied sich die zweite schon dadurch wesentlich von ihr, daß sie dem jüngeren Manne erst in einem Alter zur Seite trat, wo für ein Mädchen das Altern längst begonnen hat. Und dennoch umging sie ihren Mann mit einer Leidenschaft, die sie — wenigstens ihren Briefen nach — fast um Jahrzehnte verjüngte. Man glaubt tatsächlich die Herzensergüsse einer Achtzehnjährigen zu lesen, so unmittelbar, so echt und lauter quellen sie ihr aus der Seele, so wenig hatte diese im Laufe der langen Jungfernschaft von ihrer Frische eingebüßt, so wenig war bei dieser Ehe von „Vernunft“ die Rede, so unbewegt durch Liebesstürme schien ihre Brust bisher geblieben zu sein. Man würde es nicht glauben, wenn man es nicht hin und wieder erwähnt fände, daß die Schreiberin der Briefe bereits in der Periode ihres Lebens steht, wo andere ihres Geschlechtes alte Jungfern zu werden beginnen. Schon das Zartgefühl, mit dem sie von ihrer Vorgängerin spricht und auch das Verhältnis zu den vier Stiefkindern regelt, die bis auf das kleinste alt genug waren, um mit dem Begriffe einer Stiefmutter mindestens eine höchst furchterregende Vorstellung zu verbinden, zeugt von der Reinheit und Feinheit ihrer Empfindungen. So ward und war auch diese zweite Ehe ein seltenes Glück, einzig, aber auch fast ständig getrübt durch die sich bald einstellende Kränklichkeit der Frau, die häufiger Kuren und Erholungsreisen bedurfte.

Aber noch überstrahlte der Glanz, der von dem lebhaften Geiste der fein-gebildeten Frau ausging, alle Bedenken und Sorgen. Ein neues, großzügigeres Leben trat mit ihr in das Deeckesche Haus ein. Schon der häufige, ja fast ununterbrochene Logierbesuch von seiten ihrer weitverzweigten und sehr reiselustigen Familie erforderte einen umfänglicheren und kostbareren Haushalt. Und wie die Frau schon vor ihrer Verheiratung in einem geistig angeregten Kreise gelebt hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß sie, stolz auf ihres stattlichen und geistvollen Mannes gesellige Tugenden, seinen Ehrgeiz in dieser und in mancher anderen Richtung reizte. Nächste ihr selbst wußten auch ihre Brüder, die in Lübeck ansässig geworden waren, besonders der um Lübecks Entwicklung hochverdiente spätere Wortführer der Bürgerschaft, Friedrich Boldemann, Deecke für die von diesem angeregten praktischen Neuerungen zu interessieren und ihn dadurch wieder für eine lebhaftere Beteiligung am öffentlichen Leben zu gewinnen. So begann mit der zweiten Ehe zugleich ein neues, dem äußeren Geschehen mehr als zuvor zugewandtes Leben. Er kämpfte mit Wort und Feder für das Gemeinwohl seiner Mitbürger, d. h. er half nicht nur bei der Schöpfung und Verwaltung gemeinnütziger Anstalten,*) sondern er war auch unter denen, die jahrelang unermüdlich, wenn auch vergeblich, eine Neugestaltung der Verfassung anzubahnen suchten. Seine literarischen Erfolge, eine wirksame Rednergabe, die Beliebtheit, deren er sich in den verschiedensten Kreisen erfreute, machten ihn immer populärer. Er trat bald in den Vordergrund bei Gelegenheiten, wo es eine Vertretung gemeinsamer Interessen galt und sein lebendiges Wort, sein biederer Geist, vor allem aber seine uneigennützigste Menschenliebe wußten manches veraltete Vorurteil zu besiegen, manchen hochmütigen Gegner zu versöhnen und zu gemeinschaftlichem Wirken zu gewinnen.

Seine durch Unterricht und Erziehung schon stark in Anspruch genommene Zeit wurde durch die Erfüllung dieser bürgerlichen Ämter, deren es in einer kleinen Republik immer genug gibt, noch mehr geschmälert. Um den Zöglingen des Instituts aber doch die nötige Aufsicht zu gewähren, wurde ein Hauslehrer in der Person des späteren Professors Wilhelm Mantels**) angestellt, der nach Deeckes Tode dessen Nachfolger an der Stadtbibliothek ward. Er ward als Lehrer der Deeckeschen Kinder auch bald ein guter Freund des Hauses und blieb es lange über die Dauer seines Hauslehrertätigkeit hinaus.

Neben all dieser Ablenkung nach außen fand Deecke dennoch Zeit und Kraft, im Stillen und Engen seine Arbeiten und Studien fortzusetzen. Er blieb die Ferien über, wo er die Hausfrau am besten missen konnte, meist allein daheim zurück, innerlichst und innigst beschäftigt. Selten genug drangen allerdings die Früchte dieser weitschichtigen Arbeiten ans Licht der Öffentlichkeit. Jubelfeste irgendwelcher Art boten indessen auch

*) Von Deeckes Teilnahme an der Gründung der Neuen Lübeckischen Blätter war oben schon die Rede. Seit 1843 gehörte er dem Vorstande der Ges. z. Bef. gem. Tätigk. an, dem Vorstande der Natural.-Sammlg. 1836—1844; Mitglied des Ausschusses f. d. Schwimmunterricht war er 1836—43, des Vereins f. Lüb. Gesch. seit 1837 und für Lüb. Statistik seit 1838, des Ausschusses für d. Sammlg. Lüb. Kunstschatze seit 1848.

**) Vgl. Wilh. Mantels, Beiträge zur Lübsch-Hansischen Geschichte. Jena 1881. S. XII, XVI, XVII.

jetzt — vielleicht nur ihm selbst nicht — willkommene Gelegenheiten, ihm kleinere Zusammenfassungen, Monographien u. dgl. zu entlocken. So erschien 1842 die Schrift „Von der ältesten Lübeckischen Ratslinie“ und 1843 „Das Katharineum zu Lübeck vor 1800“; sonst zeugte nur ein gelegentlicher Artikel in den „Lübeckischen Blättern“ (Bd. IX, S. 15. 1843) von seinem Fleiße. Aber da brach mit dem Jahre 1844 das achte Jahrhundert seit der Gründung Lübecks an, und wenn auch der politischen Lage wegen von einer allgemeinen Feier abgesehen ward, er wollte es wenigstens auf seine Art festlich empfangen und veröffentlichte und widmete daher seiner Vaterstadt das „Erste Buch“ seiner „Geschichte der Stadt Lübeck“.

Mit diesem ersten Buche legte er den Grundstein nicht nur seiner, sondern überhaupt der in unserm Sinne wissenschaftlichen „Geschichte“ Lübecks. Wir haben hier am meisten das Schicksal zu beklagen, welches nicht zuließ, daß er selbst seinen Bau auch krönte, daß er selbst den großartig entworfenen Plan, von dem er in der Einleitung spricht, nicht hat ausführen können. Das zweite Buch sollte nämlich die Zeit der höchsten Blüte Lübecks als des Hauptes der Hanse schildern, das dritte die inneren Zustände bis zur Zeit der Reformation „in einem möglichst reichen Bilde“, ein viertes die politische Geschichte bis 1806, ein fünftes die inneren Zustände bis ebendahin. Ein solches Werk ging über seine unendlich zersplitterte Kraft. Er saß noch tief in den mit peinlichster Gewissenhaftigkeit haufenweise begonnenen Vorarbeiten, als der frühe und jähe Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Aber alle vaterstädtische Geschichtsforschung fußt heute noch auf seinem Werk und ehrt in ihm, wenn sie auch stellenweise weit über ihn hinausgeschritten sein mag, einen ihrer bedeutendsten Wegweiser und Bahnbrecher. Deeckes „Lübeckische Geschichte“ erschien eben zu der Zeit, als die Beratungen über die Verfassung von neuem begonnen hatten, welche in die nach der französischen Fremdherrschaft sich langsam und friedlich erholende Stadt wieder neue Unruhe und Aufregung brachten. Und wenn sein Werk eine wissenschaftliche Tat war, so stempelte er es durch die Vorrede geradezu auch zu einer politischen. Seine Vielseitigkeit bestand nicht darin, daß er viel Ungleichartiges zur selben Zeit in sich vereinigen konnte, sondern vielmehr beruhte sie auf einem unendlich reichen und vielgestaltigen Wesenskern, der sich in allen Erscheinungsformen nie verleugnete. Er war immer in erster Linie ein Mann, eine Persönlichkeit, und wo er stand und was er tat, überall war es zunächst sein Charakter, der sich aufs herrlichste entfaltete, aufs lauterste offenbarte und immer unfehlbar wirkte. „Böse Zeit erfordert gute Männer, damit die Ehre aufrecht erhalten werde und die Hoffnung“, schrieb er, und er selbst gab das Beispiel eines guten Mannes. Noch mit dem Schurzfell seines Gewerbes bekleidet, seine Werkzeuge als Waffe in der Hand, tritt er hervor und gesellt sich den vordersten, mutigsten Kämpfern, feststehend auf seiner Überzeugung wie auf seinen Füßen. „Ich hege die unerschütterliche Überzeugung, daß wir in unserer Geschichte einen großen Reichtum von Erfahrungen haben, die uns nützen können und werden, wenn wir nur den Mut haben, sie zu benutzen. Das hohe

Beispiel unserer Vorfahren wird uns frei machen von jener Ängstlichkeit, welche die besten Kräfte lähmt, wird uns aber auch warnen vor jenem Eifer des Privatinteresses, in welchem der Sinn für das Gemeinwohl völlig untergeht; die schweren Zeiten, welche sie zu überwinden hatten, werden uns lehren, wo und wie wir kämpfen und siegen müssen; ihr weises Harren in Tagen allgemeiner Not, die auch ihnen nicht fern geblieben sind, wird unsere müden Füße stärken und unser Vertrauen aufrichten; von ihren Verirrungen werden wir Vorsicht anwenden und Maß halten lernen. Und wenn ich auch zu diesem Zwecke nicht geschrieben habe, so liegt mir doch nah am Herzen, daß wir nie vergessen, welcher Ehre Bewahrer, welcher Würde Träger wir sind.“ Und dabei war er alles andere als ein Doktrinär. „Ich wünsche auch nicht so verstanden zu werden, als lobte und liebte ich die früheren Zeiten und Zustände vorzugsweise und sähe in Wiederbringung derselben ein rechtes Heil und Heilmittel für das, was an uns krank und gebrechlich ist. Nur in der Entwicklung und Fortbildung lediglich demokratischer Prinzipien sehe ich für uns durchaus keinen Trost; gerade sie haben unsern Staat in früheren Zeiten jedesmal an den Rand des Verderbens gebracht. Wo zu prüfen und zu überlegen ist, da mögen immerhin Einsichtige und Fähige jegliches Standes der Wahrheit in aller Liebe die Ehre geben, wo aber gehandelt und ausgeführt werden soll, da muß die Energie von einem Zentrum aus sich geltend machen können und der einzelne wie die Menge mit echter Resignation dem Ganzen Opfer zu bringen imstande sein. Ein großer Teil unserer einsichtsvollsten Mitbürger hat von jeher dem sich gefügt; warum sollten das nicht andere auch können? Die Freiheit besteht darin, daß jeder tun darf — nicht was ihm beliebt, sondern — was seines Berufes ist.“

Auch in diesem ebenso breit wie tief angelegten Werke enthielt er sich völlig der „Noten“, d. h. der Quellennachweise, schon zu dem naheliegenden Zwecke, um sowohl Raum, als auch Kosten zu sparen. Aber auch abgesehen davon hätte er sie hintangehalten, denn sie schienen ihm nicht einmal erforderlich. Er meint, von seinem reichen und gründlichen Wissen auf das anderer schließend, der Geschichtsforscher werde sich ohne sie schon zurechtfinden, und dem Geschichtsfreunde gegenüber schätzt er sich, selbstbewußt, zuverlässig genug ein, um der Quellenhinweise entraten zu können. Wo er wesentlich von der Meinung seiner Vorgänger abweicht, hat er allerdings in einer Reihe von Exkursen am Schluß des Werkes seine Ansicht begründet.

Ich bin der Zeit insofern vorausgeeilt, als der Anfang des Jahres 1843 der Deeckeschen Familie in einem dritten Sohne neue Freude brachte, aber natürlich auch der ohnehin kränkelnden Mutter im vorgerückten Alter neue und schließlich unüberwindliche Leiden. Und so ward der Zustand des Deeckeschen Hauses von dieser Zeit an immer mehr zersplittert: Der Vater war nur selten daheim, durch die Schule und andere Amtspflichten der Familie entzogen; auch das Mittagessen nahm er, freilich zusammen mit seinen Söhnen, am Tische der Pensionäre ein, während die

weiblichen Mitglieder der Familie für sich speisten; die Mutter ward in immer höherem Grade schonungs- und pflegebedürftig, so daß die Kinder ihre Stube bald nur noch leise betreten durften und ihr mit ihren Spielen ganz fern bleiben mußten; sie waren der Pflege der Großmutter überlassen oder, wo deren alternde Kräfte nicht hinreichten, zufällig anwesenden Tanten oder häufig wechselnden Erzieherinnen anvertraut. Es erweckt Kummer, zu sehen, wie eine reiche Natur, nach allen Richtungen aus sich herausgedrängt und -gezogen, bei der vielseitigsten, innerlichsten Betätigung, nicht einen stillen Hafen hat, in den sie vor den Stürmen auf dem vielbewegten Meere des Lebens flüchten kann, um jener ungetrübten Stille des Gemütes sich zu erfreuen, die jedem Menschen zur Erhaltung des seelischen Gleichgewichtes nötig ist. Denn wo sollte Deecke dergleichen finden? In der Familie hatte sich die Sorge eingenistet, in seiner Studierstube gönnten und ließen ihm der Forscherdrang und der Schaffenstrieb, in der Loge sowohl jener wie die Mitarbeit für seine Brüder keine Ruhe. Zwar schreibt er einmal selbst in dieser Zeit, man müsse aus sich heraustreten, wenn man erfahren wolle, was man wert sei, und gewiß mit Recht; aber das ganze Leben, als eine Probe auf solchen Wert gefaßt, ist nur dann schön, wenn es seinen Höhepunkt nicht überdauert. Wer das Leben als eine Kunst zu betrachten gelernt hat, der ahnt hierin eine Art Verhängnis vor, fühlt, wie es sich anspinnt und weiß, daß es sich erfüllen muß. Und wenn das bekannte „*inserviendo consumor*“ Deecke für den Augenblick mit edler und unerschütterlicher Begeisterung und Manneskraft erfüllte, so hätte es ihm doch auch bei weniger tatgeblendeten Sinnen wie in einem Spiegel schon jetzt sein einstiges Schicksal zeigen müssen. Aber noch war der Höhepunkt seines Lebens ja nicht einmal erreicht, noch sollte er zu Größerem berufen sein.

Das Jahr 1845 brachte als wissenschaftlichen Ertrag die „Historischen Nachrichten von dem lübeckischen Patriziat, mit Beilagen“. Erst 1848 erschien dann wieder eine „Historische Abhandlung über das Kloster Marienwold“. Dazwischen, und zwar in das Jahr 1847, fällt eine andere weniger wissenschaftliche, aber eben darum weiter verbreitete und bekannte Schrift: „Die Freie und Hanse-Stadt Lübeck. Nachrichten für Fremde und Einheimische“, also ein Fremdenführer. Schon im Jahre 1840 hatte Deecke im Auftrage des Senates das dänische Königspaar Christian VIII. und Amalie bei ihrer Anwesenheit in Lübeck geführt — in Kniehosen, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen. Da mag ihm der Gedanke und das Bedürfnis nach einem „Führer“ besonders lebhaft vor die Seele getreten sein. Und er war gewiß der berufenste Verfasser. Seit seinen Kindertagen hatte er, erst unbewußt, dann bewußt, alle Einzelheiten lübeckischer Vergangenheit angestaunt und kennen gelernt; daher entledigte er sich dieser Aufgabe auch mit so großem Geschick, daß der Führer noch im Jahre 1881 in vierter Auflage erscheinen konnte. Aber auch hier war es wie bei der „Geschichte“ ein tieferer Sinn, den er bei der Arbeit gehegt hatte. Wie er dort nicht nur den historischen Wissensdrang seiner selbst und anderer

befriedigen, sondern zugleich die Gegenwart und Zukunft aus höherer Warte betrachten und besser verstehen lehren wollte, ohne darum tendenziös zu werden, so beabsichtigte er hier zugleich, indem er das Buch auch den Einheimischen bestimmte, diesen „einen Überblick zu gewähren, damit sie unserm Gemeinwesen“, wie es in der Vorrede heißt, „nach möglichst vielen Seiten hin ein lebhafteres Interesse entgegenbringen“.

Inzwischen kam das Jahr 1848 heran, das bedeutsamste Jahr aus Deeckes Leben. Es war nur die Frucht seiner aufopfernden Hingabe an das Gemeinwohl der Vaterstadt, daß sich die Blicke aller gerade auf ihn lenkten, als es galt, aus Lübeck einen geeigneten Vertreter in die Nationalversammlung nach Frankfurt zu entsenden. Den Anlaß zu seiner öffentlichen Betätigung haben wir bereits kennen gelernt, der Grund war zugleich der Grundzug seines Charakters, denn so hat es sich in der Folgezeit bewährt. Von gemeinem Eigennutze war er ebenso weit entfernt wie von selbstsüchtiger Eitelkeit. Lediglich der unerschütterliche Wille, dem einmal als recht Erkannten zum Siege zu verhelfen, stählte seine Kraft, und die Freude darüber, im Dienste einer guten Sache diese Kraft betätigen zu dürfen, ließ ihm Flügel. Immer war restlose Hingabe an die Sache sein höchstes Gebot, Selbstlosigkeit seine erste Pflicht. Dazu war er, wenn es seiner Kraft bedurfte, unbeirrbar in der Bereitwilligkeit, die größte Mühe auf sich zu nehmen, unermüdlich im Rateinholen und -erteilen, immer bestrebt, das Neue aus dem Alten zu entwickeln — ein typischer Zug! — und in solchem Sinne pietätvoll gegen das Alte und doch nie blind gegen dringende Neuerungen. Galt es, der Wahrheit die Ehre zu geben, so war Offenheit, galt es, Älteren und Erfahrenen gegenüberzutreten, bescheidener Ernst, galt es, Freunde zu verteidigen, fester Mannesmut seine Art. Und wenn es damals wenige Menschen in Lübeck gab, die den „Menschen“ in sich zu einer solchen Höhe gesteigert hatten wie er, so mag es überhaupt wenige Menschen geben, die ihm an Adel der Gesinnung und an Reinheit des Herzens an die Seite zu stellen wären. Und doch verdient es als etwas Besonderes verzeichnet zu werden, daß sich die Stimmen der Lübecker Bürger auf ihn vereinigten, denn sein Leben ist nicht reich an Augenblicken, in denen seinem Verdienste die gebührende Anerkennung zuteil ward.

Deecke war alles andere als ein Revolutionär; er wäre sonst kein Freimaurer gewesen; vielmehr trug er die Sehnsucht nach einem einigen deutschen Vaterlande ebenso tief im Herzen wie den Glauben an den Segen einer konstitutionellen Monarchie. In diesem Sinne hatte er von Anfang an durch Wort und Beispiel versucht, die hochgehenden Wogen stürmischer Erregung in geordnete Bahnen zu lenken. Schon damals richteten sich seine Blicke auf Preußen. Unter Preußens Führung ein einiges deutsches Reich! Das war sein Ziel, das damals noch so unerreichbare! Er sollte die Verwirklichung dieses großen und schönen Gedankens fürs erste nur scheitern sehen.

Die Rücksicht auf seine Familie und besonders auf die seit dem vorigen Jahre unheilbar krankende Frau bewogen ihn, eine direkte Beteiligung an den Versammlungen zum Frankfurter Parlament abzulehnen. Erst als man heftiger in ihn

drang und in seinem ablehnenden Verhalten unehrenhafte Motive erblicken wollte, trat er nach ausdrücklicher Einladung in einer Vorversammlung auf. Obgleich dann am Tage der Wahl eine bedeutende Stimmenmehrheit auf ihn fiel, lehnte er mit Rücksicht auf Haus und Familie ab, nachdem er in dem Oberappellationsrat Wiederhold eine geeignete Persönlichkeit namhaft gemacht hatte. Der Wahl zum Ersatzmann konnte er sich indessen nicht entziehen. Und als ob er dennoch der Berufene gewesen sei, ergriff den Erstgewählten bald eine gefährliche und binnen Jahresfrist tödliche Krankheit, sodaß Deecke sich schon im Juli für ihn einzutreten gezwungen sah. Sosehr er sich damals gegen die direkte Wahl gesträubt hatte, so fest hielt er sich jetzt an seinen Vorsatz und an seine Pflicht gebunden. Seine Frau drang auf Annahme der Verpflichtung, der Arzt beruhigte ihn über ihren augenblicklichen Zustand, und den ebenso dringenden, wie engherzigen Bitten und Klagen seines Direktors Jacob wegen des plötzlichen Verlustes einer „wissenschaftlich und disziplinarisch“ so bedeutenden Lehrkraft setzte Deecke, weitblickend und großdenkend genug, einen eisernen Willen entgegen. Es ist zwischen den beiden Männern noch im August zu einer scharfen Auseinandersetzung gekommen. Deecke hat mit seiner Meinung nicht zurückgehalten. Die Schule konnte ihn schwer entbehren, das ist wohl wahr; aber die Opfer, die gerade er bisher mit seltener Selbstverleugnung der Schule gebracht hatte, waren wohl Gegenopfer wert, und die Dienste, die er in Frankfurt seiner Vaterstadt und dem Vaterlande leisten sollte, für den Augenblick wertvoller als jene, die er der Schule hätte leisten können. Mit der gewaltigen, durch die unbillige Zumutung, heimzukehren, aufs äußerste gesteigerten Leidenschaft seiner erzürnten Seele und mit der ganzen Wucht, die er seinen Worten bei solcher Gelegenheit zu geben imstande war, ohne darum zu verletzen, hat er geantwortet, und Jacob hat daraufhin eingelenkt und ihm einen „sehr freundlichen und lieben Brief“ wiedergeschrieben. Wir können daran ermessen, wie glühend Deeckes Vaterlandsliebe, wie ehrlich seine Begeisterung für das Wohl des Volkes, wie unerschütterlich sein Pflichtbewußtsein war. Daß ihm schwere Tage bevorstanden, war keine Frage, und er hatte schon Weitsichtigkeit genug bewiesen, um den Ernst der politischen Lage nicht zu verkennen. Es wird erzählt, daß in Deeckes Wesen mit dem Tage der Entscheidung eine große Veränderung vor sich gegangen sei. Mit „unbegreiflichem“ Ernst habe er die ihm begeistert dargebrachten Huldigungen entgegengenommen. Nicht einmal habe man ihn in jenen Tagen lächeln sehen. Als ihn seine jüngste Tochter, stolz auf die vor dem Hause jubelnde Menge und die plötzlich von oben herabwehende dreifarbigte Fahne, sowie verwundert über die schwarz-rot-goldene Kokarde an seinem Hut, in kindlicher Freude fragte, ob das alles nicht wunderschön sei, da drückte er sie mit ungewohnter Heftigkeit an sich und sagte mit einem tiefen Seufzer: „Gottlob, mein Kind, weißt Du nicht, was es mich kostet!“ Dabei habe sein Gesicht so traurig ausgesehen, daß sie zum erstenmal auf den Gedanken gekommen sei, auch ihr Vater könne weinen.

Die allgemeine Aufregung ist in so schweren Zeiten, gerade weil sie einem wenig Zeit zur Selbstbetrachtung gönnt, allseits ein willkommener Tröster.

So war es auch hier. Man bekränzte das Haus, brachte in feierlichen Aufzügen dem neuen Abgeordneten Glückwünsche; Musik spielte vorm Hause; auf dem Flur wurden Reden gehalten, die Deecke, auf dem ersten Treppenabsatz stehend, beantwortete; Hurrarufen und Schwenken von Bannern, Hüten und Mützen begleiteten die Worte. All diesen Aufregungen in und außer dem Hause machte erst Deeckes Abreise am 6. Juli ein Ende. Es war ein schwerer Abschied, obgleich weder er, noch seine Frau wußten oder ahnten, daß er fürs Leben sein werde.

VI. IN FRANKFURT.

1848—1849.

Aus der Enge der Studierstube, des Hauses, der Schule und der politischen Verhältnisse daheim kam Deecke in Frankfurt in die große, aufs äußerste erregte Welt. Er reiste den ersten Tag über Harburg nach Uelzen, blieb dort die Nacht und benutzte am nächsten Morgen früh um 5 Uhr einen Gütertransport nach Minden, von wo aus er mit dem Berlin-Kölner Zug bis Deutz fuhr. Von hier ging es den nächsten Tag 5 $\frac{3}{4}$ Uhr mit dem Dampfboot nach Mainz und von dort mit der Bahn nach Frankfurt, wo er um 10 Uhr eintraf. Die politische Aufregung war in Mainz am größten, „die Menschen schienen am exaltiertesten und die Bürgerwehr am meisten militärisch organisiert. Die Kinder auf den Straßen sangen ewig und immer und in allerlei Weisen den Spruch: „Deutschland ist mein Vaterland!“ Das sind die wichtigsten Tatsachen der Reise, die im übrigen von mancherlei Zwischenfällen begleitet und belebt war.

In Frankfurt packten Deecke alsbald die aufgeregten Zustände mit unwiderstehlicher Gewalt und rissen ihn in ihren Strudel fort. Noch war Wiederhold zwar da, aber die wenigen Tage bis zu seiner Abreise waren eine kurze Frist, um sich mit der Lage vertraut zu machen, zumal da sie durch die Ankunft des Reichsverwesers besonders lebhaft bewegt waren. Frankfurt war übervoll von Menschen; Abgeordnete, vielfach mit ihren Frauen, und neugierige Fremde aller Art vereinigten sich in den Gasthöfen, auf den Straßen und in der Paulskirche zu buntem, drängendem Gewimmel. Bei der Ankunft des Reichsverwesers waren der Zustrom und das Gedränge so groß, daß Deecke fast in Lebensgefahr geriet. „Noch kann ich vor Schmerzen Rücken und Arme nicht frei bewegen. Mit

Lebensgefahr schütze ich einige Kinder vor mir vom Tode; Frauenzimmer hinter mir bekamen Krämpfe und Ohnmacht, eine wurde vor Angst rasend, — und dies dauerte zwei Stunden. Du kannst Dir denken, was ich aushielt. Endlich, nach furchtbarem Schreien, bemerkte der Erzherzog selbst unsere Not. Das Militär zog sich etwas zurück, und wir wurden frei.“ So schreibt Deecke an seine Frau am 13. Juli, und die zahlreichen Briefe an sie sind es, die uns über sein Doppelleben in Frankfurt wenigstens bis gegen Ende des Jahres erwünschte Auskunft geben. „Sein Doppelleben“, sage ich, denn neben der intensivsten geistigen und körperlichen Teilnahme an den Erschütterungen des deutschen Vaterlandes weilt sein Herz daheim am Krankenlager seiner Frau, teilnehmend, tröstend, stärkend und selbst wieder seinerseits gekräftigt und gestählt für die höhere Pflicht. — Nach einigem Suchen fand er eine geeignete Wohnung. Er schildert sie seiner Frau mit einer Liebe und einem Behagen, die noch heute von ihrer Kraft nichts eingebüßt haben, und so mögen wir uns mit ihm einrichten (19. Juli):

..... Ich wohne, was mir ausnehmend lieb ist, recht still; meine Wirte haben auch nicht viel Beschwer von mir. Der Mann ist gestern auf einige Wochen verreist, ich hause also mit seiner Frau und seinen Kindern allein. Die Leute selbst wohnen, wie sehr häufig ist, im ersten Stock zur Miete; mein Zimmer ist das letzte links. Es ist sehr geräumig und sehr hell, liegt nach Osten, hat zwei Fenster, die ich aber der Kühlung wegen meist mit der grünen Jalousie verschlossen halte. Den Fenstern gegenüber ist die Tür meines um ein Achtel kleineren Schlafzimmers, dessen zwei Fenster nach dem Hofe und Garten und darüber hinaus nach der Promenade gehen, sodaß ich sogar noch ein Stück vom Taunus sehe. Doch ich muß Dir alles genau beschreiben, das fühl' ich, damit Du von allem Bescheid weißt. Mein Zimmer ist fast 27 von meinen Füßen lang und 13 Fuß breit, auch wohl ebenso hoch. Decke und Fußboden sind weiß, die Tapete ist lichtgrau mit großen Blumen und weißroter Kante; die Lambris sind nur einen Fuß hoch; alles ist wie neu und sehr sauber. Die Wand nach Osten hat zwei Fenster, zwischen denen ein großer Kupferstich im Goldrahmen hängt, das Dürerfest vorstellend, darunter ist ein Hängebord mit Stickerei, das voll von Nippsachen ist, und darunter steht ein korbgeflechtener Gueridon mit einigem Porzellan. Die Fenster haben weiße Gardinen, mit blauem Überhang, Quasten und Bronzeleisten, blaugestreifte Roleaux und außen grüne Holzjalousien. Die zweite Wand nach Süden hat zunächst eine Flügeltür, die in das Prachtzimmer meiner Wirte führt, dann hängt über einem sehr zierlichen Mahagonisekretär ein Kniestück in Öl, das drei Knaben meiner Wirte darstellt und gut gemalt ist; die Figuren sind in Lebensgröße; auf jeder Seite ein sehr feiner Kupferstich in Goldrahmen; der eine stellt den Ausblick des Noah aus seiner Arche dar, der andere eine Mutter, die ihr Kind das Morgengebet lehrt. Etwas weiterhin steht ein eiserner Stubenofen, auf ihm der betende Knabe von Thorwaldsen. Dann kommt wieder eine Flügeltür, die auf den Vorplatz führt, der nur eng und durch Holzstäbe mit

grünem Zeug von der Treppe abgeschlossen ist. Die dritte Wand führt in mein Schlafzimmer. Auch an ihr ist ein Steindruck in Goldrahmen, der einen hier früher beliebten Arzt vorstellt, und an der andern Seite der Schlafsturentür eine lange hübsche Ansicht von Heidelberg. Darunter steht ein mit Tuch bespannter Tisch, auf dem sehr zierlich gesondert und geschichtet die kleinen Druckschriften, stenographischen Protokolle, Anträge, Berichte pp. liegen, die ich in der Nationalversammlung gebrauche. An der vierten Wand endlich steht ein halbrunder Tisch mit rotblumiger Decke, worauf meine Bücher liegen, dann das Sofa, vor ihm ein runder Tisch mit blau- und gelbgeblümter Decke, dann eine Kommode mit Lichten, Lampe, Uhr und einigen Nippsachen, wie es die Symmetrie erfordert. Über dem Sofa ist ein fast ebenso langer viereckiger Spiegel in Goldrahmen, zu beiden Seiten die lebensgroßen Ölbilder von Herrn und Frau Rettich, fast Kniestücke, gut und frisch gemalt, ein Hängekorb und eine Hängemappe, beide sauber gestickt. Mein Schlafzimmer ist natürlich einfacher. Die Stühle sind dort auch nur zierliche Strohstühle, während sie im Wohnzimmer gepolstert und wie das Sofa blau überzogen sind. Das Ganze macht einen heitern Eindruck und wird sehr sauber gehalten. Es sind zwei Mädchen im Hause, ein jüngeres für die Kinder und ein älteres, das zugleich mir aufwartet, auch meine Kleidung reinigt.“

In dieser bescheidenen Enge spinnt sich sein tägliches tätiges Leben an:

..... Zwischen 5 und 6 Uhr Morgens steh' ich auf. Um 6 Uhr bringt mir das Mädchen eine Tasse Kaffee. Dann arbeite ich. Gegen 8 Uhr kommen Barbier und Aufwärter. Dann zieh' ich mich vollends an und gehe in den Pariser Hof, wo ich um 9 Uhr ein Schinkenbrötchen (ein sogenanntes Anstandsbrötchen oder Butterbrot mit Umständen) genieße und eiligst in die Paulskirche gehe, wo die Sitzung dann bis gegen 3, oft auch bis nach 3 ohne Unterbrechung dauert. Gereicht wird nichts als ein Glas Wasser. Dann geh ich mit vielen Deputierten in den Pariser Hof, wo ich Mittag esse und eine Cigarre rauche. Dann gehts nach Hause an den Arbeitstisch. Mein Aufwärter kommt noch einmal und besorgt, was not ist, und dann geht es in den Klub, wo alle Sachen durchgesprochen und durchdebattiert werden und wo es wieder nichts gibt als ein Glas Wasser und Cigarren. Dann finde ich um etwa $\frac{1}{2}$ 10 Uhr meinen Tee im Wohnzimmer mit einem Brötchen und Butter, lese, rauche und suche mein Bette. So ist meine Lebensordnung. Anfänglich sollten am Mittwoch und Sonnabend die Sitzungen ausgesetzt werden, damit die Ausschüsse Zeit zum Arbeiten und zur Vorbereitung der vorkommenden Gegenstände hätten; allein wir sind so fleißig, daß wir uns wenigstens den Mittwoch nicht frei machen, den Sonnabend selten. Sobald ich nun einen freien Sonnabend habe, will ich einmal hinaus, — das Wetter ist gar zu lieblich. Wahrscheinlich geh' ich nach Wiesbaden, wo ich einen Freund habe und wo Unruhen sind, die ich gerne nahebei sehen möchte. Hier ist heute auch eine Emeute der Sachsenhäuser angesagt, aber ich glaube, es bleibt ruhig: die Leute sind gutmütig.“

Deecke war sich über die Pflicht, die ihm als Abgeordnetem oblag, nicht im geringsten Zweifel gewesen, und er ist seinem einmal gewählten Standpunkte unverändert treugeblieben. Er hat sich darin weder durch Einreden anderer, noch durch die fortwährend veränderte Sachlage irremachen lassen, und er konnte das, weil der Grund, auf dem er stand, ein sittlicher war — und dieser blieb sich gleich trotz aller Schwankungen — und das Ziel, nach dem er strebte, das unverrückbare Ziel aller echten Patrioten: ein einiges und politisch freies deutsches Vaterland. Es fragte sich nur, auf welchem Wege man dahin gelangen könne. Eins war ihm allerdings von Anfang an klar, daß, wie zum Heile des gesamten Vaterlandes jeder Partikularismus zu schweigen habe, er selbst nur dann seinen Platz in der rechten Weise ausfüllen könne, wenn er sich einer starken Mehrheit anschlosse. So sah er sich von selbst — anders als Wiederhold — an das Zentrum verwiesen. Aber als er Frankfurts Boden betrat, hatte sich jenes bei Gelegenheit der Schaffung einer provisorischen Zentralgewalt bereits in zwei Lager gespalten, von denen das linke „sich die eben so gefährliche als widerspruchsvolle Aufgabe stellte, eine Vermittelung der Republik mit der konstitutionellen Monarchie zu versuchen, in der Tat aber damit einen bedenklichen Schritt zur Linken tat“, während der Rest, nunmehr das rechte Zentrum genannt, „an der Verwirklichung aufrichtig konstitutionell-monarchischer Institutionen“ festhielt. „Es bemühte sich, die Bewegung allmählich von dem Boden der Revolution auf den des Rechts hinüberzuleiten; ihm schloß die Idee von der Souveränität der Nationalversammlung nicht die Mitwirkung der Regierungen aus; ihm stand endlich die Rücksicht auf das Erreichbare und der offene Sinn für geschichtliches Werden höher als die bornierte Eingenommenheit für irgend ein abstraktes Prinzip oder gar die frivole Lust, Geschichte zu machen“. Trotz dieser Spaltung war das rechte Zentrum die zahlreichste Partei und bildete den Kern der Mehrheit der Nationalversammlung. „Daß ich so und nicht anders abstimme“, schreibt er den 21. August an seinen Sohn, „hat seinen Grund darin, daß ich Freund einer entschiedenen Majorität bin, — wie sie augenblicklich im Zentrum besteht — welche, ohne den Volksrechten etwas zu vergeben, doch das ernste Bestreben hat, die Bewegung vom vulkanischen Boden der Revolution auf das fruchtbare Feld der Reform zu führen. Diese Entschiedenheit hat keine andere Meinungsgenossenschaft hier.“ So schloß er sich ihm an. Er trat damit in einen Kreis vieler hervorragender Persönlichkeiten: eines Simson, des ersten Vizepräsidenten, „seines besonderen Freundes und Gönners“, eines Riesser, des zweiten Vizepräsidenten, „seines alten Schulkameraden und Freundes“, eines Dahlmann und vieler anderen, etwa 136 an der Zahl. Sie alle bildeten außerhalb der Versammlungen das sog. „Casino“, einen Klub, wo abends die Vorberatungen stattfanden, Anträge formuliert, Redner bestimmt und von wo aus Abgeordnete nach anderen Klubs gesandt wurden, um für die nächste Sitzung der Nationalversammlung die nötigen Verabredungen zu treffen. Als Deecke an den Verhandlungen teilzunehmen anfang, begannen eben die Beratungen über die sog. Grundrechte.

Es darf nun nicht scheinen, als ob Deeckes Standpunkt allzusehr der eigenen Überzeugung und Meinungsbetätigung im einzelnen entbehrt hätte. Im Gegenteil! Große, allgemeine Pläne zu verwirklichen, bedurfte es einer großen Partei — das lag im Sinne des ganzen Einigungswerkes —, und da galt es Opfer um Opfer; einzelne Fragen dagegen erheischten Prüfung und Entscheidung durch den einzelnen. Dieser Gesichtspunkt war auch ihm maßgebend. „Wir haben“, schreibt er am 5. August, „in den letzten Tagen wieder sehr Bedeutsames festgestellt, und man hat Not genug, zu verhüten, daß nicht im Jubel und im Gefühl des Vorwärtstrebens zu viel abgeschafft und aufgehoben wird. So habe ich mich für Beibehaltung der Todesstrafe erklärt, weil ich nicht weiß, wie man in dringenden Fällen, z. B. im Kriege oder bei Landesverrat oder bei furchtbaren Verbrechen ohne sie abkommen will, ich aber eine lebenslängliche Einsperrung für fürchterlicher halte, weil es besser ist, in die Hände Gottes zu fallen, als in die der Menschen. Ich weiß, daß mir dies verdacht werden wird, aber ich kann nicht gegen meine Überzeugung, und alle die Verhandlungen darüber haben mich nicht eines Bessern belehrt.“ Es entspricht dieser Haltung, wenn er sich nicht verleiten ließ, den Malmöer Waffenstillstand zu verwerfen, wie „viele Individuen unserer Seite, namentlich des Zentrums“, sondern ihn mit der Minderheit guthieß, weil er die Sachlage anders und besser durchschaute als die Mehrheit. Sosehr er ferner darauf bestanden hatte, seiner Vaterstadt das große Opfer seiner Teilnahme an der Nationalversammlung zu bringen, so wenig geneigt war er, ihren etwaigen Wünschen gemäß von seiner Überzeugung zu lassen, sondern vielmehr „sogleich“ bereit, „sein Mandat niederzulegen“, falls man in Lübeck mit seinem Tun und Treiben unzufrieden sei und einen mehr links gehenden Abgeordneten wünsche. Er hatte indessen die Genugtuung und Freude, daß der lübeckische Senat ihm am 4. Oktober folgendes vertraulich mitteilen ließ: „Schon der Standpunkt, welchen Sie, soviel bekannt ist, in Frankfurt eingenommen, die persönliche Haltung, welche Sie dort sich verschafft haben, und Ihre Kenntnisse der hiesigen Verhältnisse, Ansichten und Wünsche, auch in handelspolitischer Beziehung, ließ es wünschenswert erscheinen, daß Sie bis auf weiteres den Platz behaupten, welchen das Vertrauen Ihrer Mitbürger Ihnen angewiesen hat“, und am 20. Oktober schreibt ihm Syndikus Dr. Elder: „Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen mitteilen zu dürfen, daß der Senat dem von Ihnen eingehaltenen Verfahren seine volle Anerkennung und Billigung zuteil werden läßt.“ Als im Dezember 1848 der Lübeckische Gewerksvorstand an Deecke das Ansinnen gerichtet hatte, in Frankfurt gegen die Gewerbefreiheit zu wirken, lehnt Deecke dies in einem längeren Schreiben entschieden ab, das ein ebenso schöner Beweis für die Festigkeit und die Weitsichtigkeit seines Standpunktes, wie für die Klarheit in der Erfassung und Darlegung der Sachlage ist. „Meiner Ansicht“, heißt es darin, „wie ich sie auch bei der namentlichen Abstimmung seiner Zeit dargelegt, entspricht es keineswegs, daß sich der jetzige verfassungsgebende Reichstag mit speziellen Anordnungen befasse; nur

diejenigen organischen Gesetze, welche eine notwendige Konsequenz der an die Reichsgewalt übertragenen Befugnisse sind, können von uns erwartet werden. Die eigentlichen Gewerbs- und Arbeiterverhältnisse gehören dahin nicht; wir müssen uns genügen lassen, diesen alle diejenigen Freiheiten, Rechte und Mittel grundsetzlich zu gewähren, welche für sie von der höchsten Wichtigkeit sein müssen und in deren Grenzen die eigentliche Gesetzgebung zu verfahren hat.“ Und er schließt mit dem schönen Appell: „Wie gesagt, ich glaube, daß sich diese Ansichten vorherrschend geltend machen werden; näher erwogen und beraten sind sie bis jetzt nicht; ich enthalte mich deshalb auch um so mehr jedes Urteils darüber, als ich mich der Hoffnung hingebe, daß auch Sie inzwischen dieselben zu besprechen und für sich zu benutzen Gelegenheit haben. Was Sie mir dann als Resultat Ihrer Beratschlagungen mitzuteilen die Güte haben möchten, werde ich dankbarlichst benutzen, um Ihr Interesse nach Kräften wahrzunehmen. Alles, was den deutschen Bürgerstand — der edelste, den es gibt — zu heben und zu kräftigen vermag, liegt mir aufs innigste am Herzen, ja es schwebt mir als höchste Aufgabe meines Wirkens vor. Was Sie auch im engeren Kreise dafür tun, wird nie vergebens oder gar verloren sein; Sie werden überall Dank verdienen und den großen Ruhm der Verständigkeit, Biederkeit und Solidität, den der Lübeckische Bürgerstand bisher genoß, auf ehrenwerte Weise rechtfertigen.“

Als Redner scheint Deecke trotz seiner bedeutenden Begabung kaum je hervorgetreten zu sein. Es hatte sich seiner, und nicht nur seiner, bei der Überfülle von Rednern und der Überlänge der Reden — als die Schaffung der provisorischen Zentralgewalt auf der Tagesordnung stand, hatten sich nach seiner eigenen Angabe 139 Redner zum Wort gemeldet — ein gewisser Abscheu dagegen bemächtigt. Er wollte „endlich Taten sehn“, „Du hast schwerlich einen Begriff von unseren Zuständen“, schreibt er am 30. September. „Es läßt sich nicht deutlich machen, wieviel von einer Persönlichkeit, einer Stimme, einem Worte, einem Eingreifen zu rechter Zeit abhängt. Nicht das öffentliche Reden ist es; im Gegenteil, die große Zahl der Reden-Wollenden ist allen zum Gespött geworden, und ein fortlaufender Beifall ist fast noch das Beste.“ Und am 6. Oktober heißt es: „Ich freue mich, daß ich auch hier mit Erfolg tätig sein kann: beneiden wird mich wohl niemand mehr. Wer seine und meine Tätigkeit freilich nach den öffentlichen Reden abwägt, zu denen sich die Partei am meisten drängt, die am meisten aufregen mag, der irrt sehr. Wir tun vielmehr alles, um die unnütze Paraderederei abzustellen, seitdem man berechnet hat, daß jedes Wort dem Volke 37 Kreuzer kostet. Erst seitdem gehen unsere Arbeiten rascher vorwärts.“ Und doch gingen sie ihm noch nicht schnell genug. „Ich treibe, ich dränge, was ich kann; meine Ungeduld wird mir oft verwiesen“. Aus dem Gesagten geht mit Deutlichkeit die Stellung und die Art der Wirksamkeit Deeckes in Frankfurt hervor. Den Gegenstand bis ins einzelne zu erschöpfen, würde zu weit führen und das Bild kann um einen wesentlichen Zug bereichern.

Er hatte sich kühn in die Wogen des politischen Kampfes gestürzt und stand wacker seinen Mann. Er ging nicht darin unter, aber er erhob sich auch nicht zu führender Rolle. Wenn daher seine Person auch weniger Fährlichkeiten ausgesetzt war als die hervorragenderer Männer, so teilte er doch mannhaft das Schicksal seiner Genossen und trotzte sogar unter Hintansetzung seines Lebens einmal der Gefahr, die weniger ihn selbst, als seine Wirtsleute bedrohte. Dieses Geschehnis ist bedeutsam genug, um nach seinen Briefen vom 19. und 21. September hier erzählt zu werden. Es handelt sich dabei um die blutigen Unruhen, die infolge der veränderten Beschlüsse über den Malmöer Waffenstillstand entstanden waren.

..... Die Barrikaden um die Paulskirche wurden von den Truppen besetzt, und als wir, früher als sonst, um halb zwei Uhr nach Hause gingen, war in jener Gegend ziemlich alles frei; es zeigte sich jedoch zugleich, daß das Militär keineswegs ausreiche, wenn ein ernstlicher Straßenkampf sich entspinnen sollte. In aller Eile ward das Herbeikommen der zuziehenden Truppen, namentlich der Artillerie, beschleunigt; der Pöbel zog indessen die Sturmglocken, daß die Leute aus der Umgegend, meist geübte Wildschützen, herbeikämen, und ich hielt, da sich heftiger Kriegslärm erhob, für das beste, mit Wilhelm nach meinem Hause zu gehen, in Hoffnung, dort am sichersten zu sein. Schon war Rückkehr nicht möglich, als ich dicht neben meinen Fenstern die Barrikade sah; drauf standen junge Leute, von denen einer kommandierte; die meisten trugen schwarze Calabreserhüte mit roten Hahnfedern; hinter der Barrikade und in den nächstgelegenen Häusern — nur nicht in meiner Wohnung, die vor ihr lag — waren Schützen verteilt. Ebenzu kam ich in die Haustür, als die Preußen mit Hurra heranrückten und den Kampf begannen. Nach kurzem, aber heftigem Streit ward die Barrikade erstürmt; jenseit derselben sank der preußische Hauptmann, gleich darauf sein Stellvertreter, etwa vier andere Leute; da nun aber aus den Häusern geschossen war, fing man diese zu forcieren an. Durch einen unseligen Irrtum ward behauptet, aus unserm Hause sei gefeuert, und stürmender Hand ward es genommen; im untersten Stock, wo man zufällig Pistolen und einen Säbel fand, alles in den Grund verwüstet; als man aber heraufkam und dasselbe Spiel beginnen wollte, fand ich als Abgeordneter vollen Schutz und erwirkte von den im höchsten Grade Erbitterten denselben meinen Hauswirten und den übrigen, wiewohl ich nicht verhindern konnte, daß Herr Rettich wegen Verdachts arretiert ward. Auch ihn befreite ich durch meine Fürsprache. Das Haus ward nun mit fünfzig Mann besetzt, die Fenster ausgehoben, und das gegenseitige Feuer fortgesetzt; noch gegen Morgen um vier Uhr fielen von den Insurgenten die letzten Schüsse, nachdem sie, durch die Tapferkeit der Preußen genötigt, eine große Barrikade in der Friedberger Gasse verlassen hatten. Unsere Häuser staken voll Kugeln; einem Mädchen gegenüber sind drei Finger weggeschossen, sonst ist kein Unglück hier vorgefallen. Schlimmer sieht es anderswo aus; an mehreren Stellen mußten Kartätschen angewandt werden;

so am Ende der Zeil; die Sachsenhäuser Brücke mußte mit Sturm genommen werden. Militär sind etwa zweihundert Mann gefallen; Aufrührer wohl ebenso viel; wieviel gefangen — es sind ihrer nicht unbeträchtliche Zahl — weiß ich noch nicht. Fürst Lichnowsky und General von Auerswald, die man zu Pferde traf, sind noch am Nachmittag auf die abscheulichste Weise mißhandelt und ermordet, andere Deputierte, z. B. der alte Jahn, verwundet worden.

Daß ich in Gefahr gewesen bin, will ich nicht verschweigen; jetzt ist dieselbe vorüber. Dennoch sind — jetzt stehen über 8000 Mann hier, und noch werden Baiern erwartet — noch nicht alle Stadtteile in den Händen der Truppen, namentlich die alten höchst engen, winkligen nicht, und es wird noch hin und wieder gefeuert. Indessen ist kein Zweifel, daß die intentierte Revolution im Keim erstickt wird und daß fördersamst Maßregeln zur Ausübung kommen, durch welche in zweckmäßiger Weise die Nationalversammlung gesichert ist Ich habe Dir vorgestern einen etwas offiziellen oder, wie es jetzt eigentlich heißt, offiziellen Brief geschrieben, d. h. einen, den Du mitteilen konntest, wem Du wolltest. Heute schreib ich aber nicht offiziös, sondern nur mit dem innigsten Dank für die Güte, womit Gott uns alle aus großer Gefahr wunderbar errettet hat. Ich habe an sachlichem Verhalt jenem Briefe nichts nachzutragen, denn die bestialische Weise, wie der alte würdige General Auerswald und der wirklich liebenswürdige, ritterliche Lichnowsky umgebracht sind, wiederzugeben, vermag meine Feder nicht. Heute morgen wurden sie feierlich begraben, mit ihnen fünf Preußen, von denen drei bei meiner Wohnung gefallen sind, und ein Österreicher. Größer scheint der Verlust bis jetzt an Toten nicht zu sein; die Zahl der schwerer oder leichter Verwundeten ist allerdings bedeutend. Von den Insurgenten hat man bis jetzt 47 Leichen gefunden; viele sind jedoch über die Seite gebracht. Sechzig Gefangene habe ich nach Mainz transportieren sehen. Die Straßen liegen voll von Militär aller Gattungen; es sieht bunt, fast wie in Wallensteins Lager aus. In der Umgegend ist es noch nicht ganz ruhig; noch in der vorigen Nacht wurden die Württemberger Lanciers auf der Promenade alarmiert; ich bin jedoch schon ziemlich weit hinausgewesen, ohne auf Verdächtiges zu stoßen, und der eigentliche Blockadezustand hat aufgehört, nur der Kriegszustand nicht. Die Hauptführer scheinen noch nicht aufgefunden zu sein; die Mörder der beiden Deputierten, Turner und Bockenheim, sind leider in der vorigen Nacht entwischt. Derselbe Mord war fünfzehn Deputierten zugedacht; Listen und Signalements sind gefunden. Wo die Fäden dieses bösen Gewebes anfangen: wer mag es sagen? Vielleicht sind die Wähler unserer Nationalversammlung selbst nur Werkzeuge in fremder Hand; übrigens sind Fremde ausdrücklich mit Waffen und dgl. hergekommen, zum Teil weither; die Sache war also längst verabredet.

Das Begräbnis war schön und feierlich. Am Grabe sprachen der katholische Priester von Ketteler*), zugleich Abgeordneter, sehr ergreifend, aber höchst auf-

*) Der spätere Bischof von Mainz.

regend, der evangelische Pfarrer Zittel, auch Abgeordneter, von Gagern und Jordan von Berlin. Gagern sprach kurz, aber höchst würdig. Alle waren tief ergriffen, denn allerdings ist es bei zivilisierten Völkern unerhört, daß ihre Abgeordneten, die als völlig heilig und unverletzlich gelten, gemeuchelmordet werden. Das Militär zollte uns königliche Ehren, als wir heute in langem Zuge den Postmarkt betraten, von wo aus die Feierlichkeit begann; an Verführungen desselben zum Abfall hat es auch jetzt nicht gefehlt, allein es wendet sich mit Entrüstung davon ab.

Ich hoffe, daß aus der blutigen Saat eine bessere Ernte aufgeht; ich hege jetzt vollen Glauben und die beste Hoffnung; fortan wird die Nationalversammlung, nachdem sie solchen Sturm bestanden, fester stehn. Die strengsten Untersuchungen sind eingeleitet; vieles wird zu Tage kommen, was ein grelles Licht auf verbrecherische Zustände wirft; vieles wird zum letzten Male geschehen sein; ein großer Teil der Linken hat seine Rolle ausgespielt.

Ich bin gesund und frisch; es ist mir, als würde ich wieder jung und hätte mehr als ein Leben in die Schanze zu schlagen. Auch Wilhelm*) hat sich ernst und brav benommen. Unsere Lage war sehr schlimm; schon waren mehr denn zehn Gewehre auf uns gerichtet, als es mir mit Donnerstimme gelang, der Wut wenigstens augenblicklich Einhalt zu tun, und mir ist, wo ich war, nichts zerstört, wiewohl manches verderbt, da man durchaus nach den Waffen suchte, womit die beiden Offiziere vor unserm Hause getötet waren. Ein Unteroffizier Keller ward durch meine Festigkeit so für mich eingenommen, daß er mich aus allen Kräften schützte; nachdem ich aber als Abgeordneter mich legitimiert, behandelten mich alle, Offiziere wie Gemeine, mit der größten Achtung und Rücksicht. Unsere Häuser sehen noch schrecklich aus; zum Glück sind sie aber nicht, wie anderwo, mit Kartätschen beschossen. Die Barrikaden waren alle sehr kunstvoll angelegt; ein Teil der Stadt war durch sie zur uneinnehmbaren Festung gemacht; die unsrige war nur eine untergeordnete, aber höchst wichtig, weil uns gegenüber viele Gärten und Bleichplätze mit Mauern und alten winkligen Gebäuden liegen, aus denen manche Kugel zu uns hinüberflog. Die Truppen bivouakieren noch des Nachts auf den Straßen, sodaß ganz Frankfurt abends von Wachtfeuern erhellt ist; in der ersten Nacht durften jedoch diese so wenig als irgend ein Licht brennen; jetzt müssen alle Häuser die Nacht hindurch erleuchtet sein.“

Der Mut, den Deecke in dieser großen Gefahr bewiesen hatte, entsprang nicht zum wenigsten aus seinem körperlichen Befinden. Von der Nervosität, wie sie heute weite Kreise des Volkes lähmt, war seine Natur noch frei; und das verdient hervor gehoben zu werden, denn die Lübecker Jahre mit ihrer unausgesetzt angestrengten und nach allen Seiten zerstückelten Tätigkeit hätten einen weniger widerstandsfähigen Menschen jedenfalls schneller aufgerieben und in den außerordentlichen, alle Kräfte

*) Deeckes ältester Sohn, damals Leipziger Student und während der Ferien beim Vater zu Besuch.

des Geistes unerbittlich anspannenden Frankfurter Monaten nicht wie ihn geradezu beflügelt. „Ich bin“, schreibt er am 17. Oktober, „das fühle ich, vielfach ein anderer geworden, seitdem ich mein friedliches Haus verlassen; es kann ja auch nicht anders sein, wenn man Monate lang in einer völlig neuen Welt lebt und tätig eingreifen muß. Es muß jeder von uns zu jedem Opfer bereit sein; er kann keiner Unannehmlichkeit, keinem Übel ausweichen; es steht jeder wie auf einem Feldposten, wo er gespannt um sich schauen und keinen Gegenstand außer acht lassen darf. Dazu kommen die großartigsten Verhältnisse, die schwierigsten Erwägungen, die gewaltigsten Bedenken und das dringlichste Entscheiden. Merkwürdig genug — und das ist ein Beweis von der gewaltigen Energie des Geistes — wirkt dies alles körperlich so gut wie nicht; ich habe mich größtenteils seit Jahren so wohl, so kräftig, so mutig nicht gefühlt: ja es ist, als wär ich elastischer geworden“. Da konnte ihm denn ein guter Freund mit Recht antworten: „Dein Brief ist mir ein neuer Beleg einer beneidenswerten Elastizität des Körpers und Geistes.... Ich möchte Dir in Frankfurt recht anstrengende Beschäftigung wünschen. Die leichte Last ist für die Schwachen.“ Auch von seinen Frankfurter Kollegen ward er immer als Bild des Wohlseins aufgestellt.

Das Erstaunen über solche Wirkung der Frankfurter Zeit wird noch vermehrt, wenn wir uns erinnern, daß er seine Frau schwer krank daheim zurückgelassen hatte, daß gleichzeitig die Cholera in Lübeck beängstigend auftrat — bis zum 4. Oktober waren von 92 Fällen 45 tödlich verlaufen — und daß er sich also da, wo er sich auf sein Eigenstes und Liebstes, sein Weib und seine Kinder, besann, nur in ein unentwirrbares Knäuel düsterer Sorgen verlieren konnte. Freilich, man muß dreierlei kennen, um seine Seelenstimmung zu durchschauen, um zu ermessen, woher ihm die Kraft kam, alles zu tragen, was seiner harrte: sein Gottvertrauen, seine Liebe und seine Frau.

Sein Gottvertrauen war das eines aufrechten Protestanten. Das sagt alles. Der erste Vers des großen Lutherliedes war ihm aus dem Herzen gedacht. Einziger und eigener war seine Liebe, und die ist in der Tat eines der schönsten Blätter aus dem Buche seines Lebens. Man mag über die Einrichtung der Ehe heutzutage denken und sagen, was man will; hier war sie zu einer Vollkommenheit erblüht, wie sie gewiß nur selten angetroffen wird, aber wie sie auch zugleich hundert Annäherungsgrade gewiß rechtfertigt. Wir haben oben gesehen, wie Deeckes Frau ihren Gatten für das öffentliche Leben und vielfache Geselligkeit zu interessieren und zu gewinnen vermochte; dieses Steigern seiner Befähigungen über die gewohnten Grenzen hinaus, das war die eigenste Kunst ihrer Liebe, und sie hat sie trotz ihrer schweren Krankheit — Luftröhrenschwindsucht war es — mit einer Entsagung geübt, die lange vergebens Ihresgleichen suchen wird. „Ich bin kein Held“, schreibt sie am 26. August, „aber ich könnte es werden um Deinetwillen, da Du mich selbst auf diese Bahn geleitet und meine Schritte segnest.“ Wenn man bedenkt, daß diese Frau, die Tag und Nacht an Galle und Brust von

Abszessen und Schmerzen heftigster Art gequält ward, die nach langer Zeit als einen großen Fortschritt berichtet, daß sie von einem ins andere Zimmer gegangen sei und sich bequem auf ihr Sofa gelagert habe, daß diese Frau all ihre vielen und unablässigen Leiden stets nur mit den zuversichtlichsten Ausdrücken von der hoffnungsvollsten Seite schildert trotz der Gefahr, die ihr in der Einsamkeit droht, daß sie, sich fast nie anders als „Deine glückliche Jenny“ oder „Dein glückseliges Weib“ unterzeichnet, obgleich sie aus der Ferne miterleben und mitfühlen muß, wie ihr Mann in Lebensgefahren schwebt, und bei den Krawallen vor der ihrem Hause schräg gegenüberliegenden Reformierten Kirche beinahe selbst in gleiche Lebensgefahr gerät, aber ebensowenig wie ihr Mann auch nur einen Augenblick den Mut verliert, — so weiß man kaum, wem der beiden Gatten man den höheren Preis der wahren Tugend zuerkennen soll. Sie waren einander im schönsten Sinne ebenbürtig und wert. „Dein Weib ist fähig zu jedem Opfer für Dich und Deine höheren Pflichten“, schreibt sie, um ihn zu ermuntern und zu ermutigen, unter allen Umständen der höheren Pflicht gegen das Vaterland getreu zu bleiben, und er antwortet darauf am 17. Oktober: „Meine grenzenlose Liebe zu Dir hat sich nicht im geringsten beschränkt, und es ist mir, als höbe gerade sie mit gewaltiger Schwinge mich hoch und weit hinaus über die verworrenen Bewegungen und die trüben Aussichten. Es ist mir oft, als säh ich in ein schönes goldenes Land und Du ständest neben mir und schmiegtest Dich liebend an mich. Und wenn ich Dich dann freilich überall vermisste: unglücklich bin ich keinen Augenblick; und Du kennst das ja auch, mein edles, herrliches Weib.“ Und acht Tage später lesen wir: „Vor allem aber erheitere Deinen Geist und erhebe Dein Gemüt; es ist schon eine Kräftigung für Dich, daß Du die Probe meiner Abwesenheit so gut bestehst, und ein schönes, hoffnungsvolles Zeichen Deiner inneren Energie. So habe ich mir es gedacht; ich habe nie irgend einen Zweifel an Deinem hohen Mute, an Deiner Seelengröße gehegt und Dir niemals zu viel zugetraut. Du bist ein echt deutsches Weib, und das will in diesen traurigen Zeiten was sagen. Ich erwarte keinerlei Dank für das, was ich tue und ertrage, aber ich nehme ein schönes, herrliches Bewußtsein aus meinem öffentlichen Leben an meinen stillen Herd mit, daß ich an ihm und durch Dich das höchste Glück dieses Daseins erfahren und daß ich Deiner Liebe ganz vertrauen darf. Das ist die Liebe, die alles hofft, duldet, glaubt und überwindet.“ Und dann die herrlichen Worte vom 8. September: „Das Leben ist für uns beide so arm nicht, daß wir bei unserer eigenen Phantasie betteln gehen müßten, um es zu verschönen und mit süßen Täuschungen zu zieren; im Gegenteil, wir haben ein tüchtiges und ehrliches Leben gelebt, wir haben gerungen miteinander, wie Menschen ringen können, und dieses Bewußtsein macht uns trotz aller Schwankungen im einzelnen zu Herren unseres Schicksals... Wir wollen dem Glück nichts, aber alles oder doch das meiste unserer eigenen Kraft verdanken.“

Was kann es Größeres und Schöneres geben! Verkehrt sich demgegenüber doch selbst das „Weh Dir, daß Du ein Enkel bist!“ in sein Gegenteil.

Zunächst schien es so, als ob Gottvertrauen und Liebe den bösen Feind, die Krankheit, überwinden helfen sollten. Die Briefe aus Lübeck, auch die der Verwandten, berichten von sehr, sehr langsamer, aber steter Besserung, sodaß zeitweise sogar der etwas kühne Plan auftaucht und im stillen gehegt wird, die geliebte Frau im nahen Wiesbaden zur Erholung unterzubringen; sie berichten vor allem, daß die Kranke „geistig wohl“ sei, und unter dem Eindruck solcher Nachrichten findet dann Deecke auch die Kraft, über seine Pflicht hinaus das Schöne, das ihm Gegenwart und Umgebung boten, zu genießen. Er knüpft vielfältige Beziehungen an, unter anderen mit dem Verfasser des Struwwelpeters, Dr. Hoffmann, „einem noch jungen, lebenswürdigen, heiteren Arzt“, mit August Lewald, Heinrich Laube und Robert Heller. Mit Ernst Moritz Arndt trifft er öfter zu Mittag im „Goldenen Pfau“ zusammen, „wo man vortreffliches Bier trinkt und nach der Karte ißt, wenn man will“; diese Einfachheit (denn in anderen Gasthäusern gab es nach französischer Sitte fünf bis sechs Schüsseln) und das gute Bier hatte beide dort zusammengeführt. Von Simson und Riesser habe ich bereits gesprochen. Mit dem Fürsten Lichnowsky war er persönlich befreundet. Auch einer Einladung von Seiten Heinrichs von Gagern zu einer Soiree von dreißig Personen (einschl. Damen), geschehe Erwähnung. Seine Hauptbekanntschaften waren Abgeordnete aus Bayern, welches „die tüchtigsten und angesehensten Männer“ geschickt hatte. „Dazu lebt man mit ihnen auf vertraulichem, ungenierten Fuße,“ heißt es am 31. August, „ob Fürst, Graf, Minister oder Schullehrer, das ist gänzlich einerlei. Rang und Stand haben hier völlig aufgehört.“ Mit ihnen aß er meist zu Mittag und unterhielt sich abends, wenn er aus dem Klub oder anderen Versammlungen kam und noch nicht heimgehen mochte.

An den Sonntagen und wenn sonst keine Sitzungen stattfanden, benutzte Deecke die freie Zeit zu Ausflügen nach Wiesbaden, Offenbach, Heidelberg oder in den Taunus. Während der mehrtägigen Abwesenheit der meisten Abgeordneten gelegentlich des Kölner Dombaufestes wanderte er einsam und allein durch die Rheinpfalz. Die Schilderung dieses Ausflugs ist ein so deutliches Zeichen nicht nur seiner literarischen Gewandtheit, sondern auch vor allem seiner damaligen Geistesfreiheit, daß ich sie hier im Abdruck folgen lassen möchte:

d. 17. August Ich habe das gegenwärtig glücklichste und gesegnetste Land Deutschlands kennen gelernt: die bayrische Pfalz, das sogenannte Rheinbayern. In diesem Lande erhob sich 1832 bei Gelegenheit des Hambacher Festes die deutsche Freiheit zuerst; die Regierung konnte und mochte nicht das Streben unterdrücken, und so ist dort eine Reihe von Institutionen entstanden, die dem Lande nichts zu wünschen übrig lassen; ein Beweis mehr, daß die Freiheit, vernünftig erzogen, nicht schadet. Im Osten fließt der ewig schöne Rhein zwischen niedrigen, aber freundlichen Ufern, an denen das Land fruchtbar und stark bebaut ist, und diese bebaute, liebliche Ebene geht bis in die Mitte des Landes, wo von Norden nach Süden ein nicht sehr breites, aber kuppen- und waldreiches Gebirge durchläuft, der

Haardt, dessen höchster Punkt, der Donnersberg, etwas über 2000 Fuß hoch ist. Die andere nach Frankreich und Rheinpreußen geneigte Hälfte ist hügliger, aber nicht minder fruchtbar und reich, alles wohlthätig und heiter, die Menschen frei und bieder, nicht selten schön, voll politischer Bildung, die bis in die Frauen geht. Ich hatte ein derartiges Gespräch mit einer jungen, schwarzäugigen Landauerin an der Gasttafel zu Neustadt, das mich den ganzen Abend nach einem mühevollen Tage interessierte, weil es so natürlich richtig war. Am Rande des Gebirges von Norden nach Süden liegen Dürkheim, Neustadt an der Haardt, Edenkoben, das wunderreizende Wasserbad Gleisweiler, die Bundesfestung Landau und Amweiler mit dem Eschbacher Schloß, wo man über die Vogesen nach dem Straßburger Münster sieht. Auf den Spitzen selbst, nahe den Städten, prangen der Reihe nach die großartigsten Ruinen und Neubauten. Die alte Abtei Limburg, die Maxburg in den Ruinen des Hambacher Schlosses, die alles überblickende Villa Rhödt, die der alte König Ludwig auf der schönsten Stelle im großartig italienischen Stil bauen läßt, die Burg Trifels, wo Richard Löwenherz gefangen saß und von seinem Blondel entdeckt ward. Von allen diesen Punkten hast du vor dir die gesegnete Pfalz mit ihren freundlichen Ortschaften zu beiden Seiten des Rheins bis an den Odenwald und Schwarzwald, der entweder im blauen Duft oder in glänzender Klarheit das Bild abschließt. Eisenbahnen durchschneiden die Ebene; im Gebirge muß man auf leichten Britschken fahren oder gehen; Dampfschiffe ziehen auf dem Rhein vorüber. Dies Land hab ich einige Tage, soweit es nach der Rheinseite zu liegt, durchfahren, durchwandert, ganz allein, aber seelenvergnügt, freundlich aufgenommen überall, oft tüchtig strapaziert, sodaß sich meine Beine noch nicht erholt haben, aber zugleich inne geworden, daß ich noch nicht so alt bin, als es mir oft schien und scheint. Nur ein Wunsch blieb mir natürlich: Du selbst; denn fürwahr, alles, was ich genoß, war mir wie ein Raub, da ich es ohne Dich besaß. Und wie vermöchte ich es Dir zu schildern, wie Kuppe über Kuppe rund und frisch sich übereinander erhob, mit düsterem Wald besetzt, an dessen Rande die köstlichsten ächten Kastanien mit ihrem heitren Laubdach, die trefflichsten Früchte aller Art, dann die weitesten und fröhlichsten Weinberge, endlich die weiten, zwischen Tabak, Mais, Korn aller Art, den schönsten Kartoffeln, Beeten, Melonen und Kürbissen zierlich geteilten und abgegrenzten Felder; dazwischen das Festgeläut, da Mariä Himmelfahrt war, an mehreren Orten Kirmeß, wohin alles zusammenströmte; Musik überall, und in das Gebirg die leichten Stege, die romantischen Täler, die reißenden Bergwasser, gewerbfleißige Menschen, die darüber hinschritten, die beladenen Wagen, die sich mit tüchtigen Stieren und kräftigen Pferden knarrend emporwanden, die gefüllten Omnibusse, die jubelnden Kinder — dann weiter die einsamen, großartigen Trümmer, ganz oder teilweise mit dichtem Efeu überwachsen, mit Gestrüpp umgeben, voll der schönsten Streiflichter, oft dem Einsturz nahe und doch der Zeit trotzend,

hie und da mit dem schönsten Zierat und doch das meiste ein wüster Steinhauflu voll schwermütiger Erinnerungen. Oder das Gewitter, das lang über den Bergen geyrollt, riß sich urplötzlich los in die Ebene; der an den Höhen niederprasselnde Regen zwang mich, in der nächsten Hütte Schutz zu suchen, wo mich der Mann mit freundlichem Händedruck empfing, und die Frau mich durch die düstere Küche in das hellfreundliche Zimmer führte, wo die Freiheits- neben den Glaubenshelden prangten, und wo man mir gutmütig Apfelwein zur Labe bot mit einem „Wohl bekomms!“ ohne Entgelt. Und dann der Abend wieder sonnig-golden, die Gebirge mit Purpur gesäumt; das Städtchen, das mich aufnahm, eng, bisweilen düster, aber rühriger Leute voll; die Männer bei Bier oder Wein, politisierend in einem weg; dazwischen die Fremden mit Frauen und Mädchen, speisend, plaudernd, lachend, scherzend, bis die Bürgerzeit alles zerstreute.“

In Frankfurt selbst besuchte er hin und wieder an [freien] Abenden das Theater, des Mittwochs, zeitweise regelmäßig, das Städel'sche Institut, das er dadurch so genau kennen lernte, daß er anderen als Führer dienen konnte. Während der Universitätsferien besuchte ihn, wie schon erwähnt, sein ältester Sohn als Leipziger Student, mit dem er dann gemeinsam manches unternahm, auch die Lebensgefahr am 18. September teilte. In abendlichen Mußestunden, oder wenn das Wetter am Ausgehen hinderte, trieb er, soweit die Akten der Nationalversammlung und andere Vorarbeiten dem Tätigen noch Zeit übrig ließen, Geschichte und Jurisprudenz. Und da ich hier nun einmal ins Aufzählen von Einzelheiten geraten bin, so sei der Umzug in eine neue Wohnung („vor dem Neutor — d. i. dem Friedberger Tor — Gew.*) V. Nr. 4 a“) am 17. Oktober nicht vergessen. So kam allmählich der Winter heran und mahnte mit Blätterfall und Schneegestöber an die Vergänglichkeit alles Irdischen. Aber noch sah Deecke von dem Fenster seines Stübchens aus heiter darein und freute sich an dem Spiel der Wolken und Winde, der Blätter und Flocken, und wie ein listiger Sonnenstrahl die Bäume betört, bis sie endlich doch, umbraust und entblättert, zitternd dastehen und sich starr in ihr Schicksal ergeben. „Ich muß oft über mich selbst lachen, schreibt er am 15. November, „wenn ich mich so um- und umschaue. Wie süß ist es, zu wissen, daß dies alles nur ein Traum ist, und daß hinter dem Traum die volle, schöne, reiche Wirklichkeit liegt, die wie ein sicherer Schatz uns aufgehoben ist, um nachher desto mehr zu erfreuen! Ich bin recht frisch und gesund und danke Gott dafür; die Abspannung überfällt mich natürlich wohl hier und da, wenn die Anstrengung gar zu lange währt, aber ich bin ruhiger und unerschütterlicher geworden gegen die maßlosen Angriffe und Exzesse der anderen Parteien und kann vieles, was mich anfänglich tief bekümmerte, höchlichst aufrege, mächtig erschütterte, mit Heiterkeit des Geistes ansehen, da ich einen höheren Standpunkt mitten in den Begebenheiten gewonnen habe“. Man sieht, er war seinerseits noch auf bestem Wege. Aber schon waren vierzehn Tage vergangen, ohne

*) Gew. = Gewan, so viel wie Gewese.

daß er ein Lebenszeichen von seiner Frau erhalten hatte, und ihn begann die Furcht zu beschleichen, daß das ein schlimmes Zeichen sei, obgleich er auch früher schon längere Zeit freiwillig auf Briefe verzichtet hatte. Weitere acht Tage vergehen ohne Nachricht, und dann verraten seine letzten Briefe — aber nur zwischen den Zeilen —, was er von anderer Seite bereits erfahren hat: wie schlimm es steht. Sie sind kurz und gefaßt, um nicht aufzuregen, nur gelegentlich bricht das starre Eis: „Das Herz darf nicht mitreden, trotzdem, daß es so voll ist und zerspringen möchte, wenn es nur dürfte. Es muß eine schwere Schule durchmachen, aber ich denke immer, daß sie bildet; denn wer kann sagen, wozu er bestimmt sei?“ (28. November.) Mit Worten der Liebe und der Hoffnung schließt der letzte Brief. Und dann kommt das große Schweigen, das nur der zu durchdringen berufen ist, der schließlich dem Leben doch sein Recht zugestehen muß. — — — Am 12. Dezember reiste Deecke, um einen unermesslichen Schatz ärmer, wieder nach Frankfurt zurück.

Die geheimsten Schmerzen einer so tief getroffenen Menschenbrust zu enthüllen, dieser Aufgabe fühle ich mich nicht gewachsen. Genug, wenn wir uns mit dem Unglücklichen auf die Kräfte besinnen, die ihm eigneten, seines Schicksals Herr zu werden; genug und übergenug, wenn wir es mit ansehen und miterleben müssen, wie er nach langem Ringen doch endlich — — unterliegt.

Sein Gottvertrauen war ihm geblieben: ein gute Wehr und Waffen! Und noch mehr: er war Freimaurer genug, um an Entwürfen, Hoffnungen und Träumen nicht zu haften und mit ihnen zu zerschellen, sondern dem wilden, ungezähmten Spiel des Lebens um sich und mit sich gefaßt und mutig zuzusehen, weil er es in allen seinen Äußerungen kennt und erlebt hat. Und schließlich: er war zu gebildet, als daß es ihm an dem Troste der Reflexion hätte fehlen können. Aber was der harte Schlag unheilbar in ihm verletzte, das war sein Gemüt, und es ist Beweis für die Reinheit seines Gefühlslebens, daß er so empfand und in diesem Sinne an seinen Sohn schrieb (21. Dezember): „Aber wenn von dem stillen Glück, das man sich mühsam erbaut, eben nichts bleibt, als die Erinnerung und das Gefühl der Einsamkeit, da wird einem mit Recht weh ums Herz, und das Leben verliert bedeutend an seinem Reiz und seinem Wert, wie es seines Schmuckes ledig geht.“ Es liegt in diesen Worten der Schlüssel aller folgenden Jahre. Sie, die ihn in einem Maße wie niemand vorher über sich selbst hinaus gesteigert hatte, war nun nicht mehr; einsam sah er sich auf dem Gipfel seines Lebens, und es blieb nur noch ein Weg: hinab! Wer Deecke nicht aus dem Grunde kennt, mag geneigt sein, ihn für einen Verstandesmenschen zu halten; — vielleicht gerade deshalb verbarg sich sein Gemüt so tief und dicht, weil es so empfindlich war. Was ein Wegscheider, ein Overbeck, ein Grautoff nie vermocht hätte, das hatte eine Frau vollbracht. Jeden der vielen Verluste und Verzichtes seines Lebens hat Deecke verwunden, nur einen nicht, weil er ihn an dem Punkte traf, aus dem ihm alle Kraft quoll, und zu einer Zeit, als kein vollwertiger Ersatz mehr möglich war. „Ich soll ja besonnen sein; aber wie ich mich auf alles

besinne, ist's eben so wenig. Alles schwankt und wankt um mich her, unter mir, über mir. Die frische, fröhliche Jugend ist eisgrau; sie sollt es nicht, aber sie ist's. Was kann man ihr wünschen?“ (An seinem Sohn 21. Dezember 1848.) Uns liegen Deeckes spätere Lebensjahre mehr oder weniger klar vor Augen, ihm waren sie noch Finsternis; uns stellen sie nur Probleme der Erkenntnis, ihm dagegen stellten sie solche des Kampfes und der Überwindung. „In die gewaltigste Tätigkeit muß man fliehen, weil man dadurch rechte Kraft und eigentlich Verstand gewinnt“, so hatte er noch am 24. November seiner Frau geschrieben und diesem Grundsatz blieb er treu, indem er so bald wie möglich wieder nach Frankfurt eilte.

Da uns von nun an die regelmäßigen Berichte an die Gattin fehlen, so können wir Deeckes persönlichem Leben nur noch sprunghaft folgen. Hie und da erhellt ein Brief an seinen Sohn in Leipzig das Dunkel. Wären die Briefe an den Kollegen und damaligen Redakteur der „Lübeckischen Blätter“, Prof. Dettmer, erhalten, so würden wir über diese wichtige Zeit helles Licht verbreitet sehen. Aus den vollzählig erhaltenen Antworten Dettmers läßt sich wenig mehr als der große Verlust ermessen. Nur über Deeckes fernere politische Stellungnahme sind wir ausführlich und ausdrücklich unterrichtet. Neben einzelnen Bemerkungen wie (24. Februar 1849): „Der Stadt Lübeck, die vom Volkshause ausgeschlossen sein sollte, hab ich durch meinen Einfluß einen eigenen Deputierten gestern gesichert; zum Reden kam ich wieder nicht: schon das siebentemal, daß ich mich umsonst gemeldet,“ und einzelnen Briefen an den damaligen Syndikus Dr. Elder, die seine Stellungnahme rechtfertigen, besitzen wir die ausführlichen „Übersichtlichen Mitteilungen aus dem Bericht des Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung“, die 1849 in den „Lübeckischen Blättern“ erschienen. Es würde zu weit führen und unnütz sein, hier auf ihren Inhalt näher einzugehen. Nur soviel: Deecke blieb der Partei des rechten Zentrums treu bis zu Ende, d. h. bis nach G o t h a. Er hat trotz aller Verdächtigungen und Verkennungen, denen eine so entschiedene Haltung in Lübeck von vielen Seiten her ausgesetzt sein mußte, auf seinem Posten ausgeharrt, unbeirrt und „ob auch zerschmetterten Herzens“ endlich heimgeleitet von dem sicheren Bewußtsein, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben.

VII. ALTER.

Lübeck 1849—1862.

Die Wunde, die ihm der Verlust der geliebten Gattin geschlagen hatte, mußte, wenn sie überhaupt schon verharscht war, wieder aufbrechen und von neuem zu bluten beginnen in dem Augenblick, wo er die Heimat und sein Haus wieder betrat. Schlimm genug! Denn um so weniger widerstandsfähig mußte er sein gegenüber der Art und Weise, wie man ihm in Lübeck seine aufopfernde Teilnahme an dem fehlgeschlagenen Einigungsversuche Deutschlands dankte. Wäre es nur der heimliche Hohn gewesen, der ihm aus vieler Mienen entgegenlächelte, es war genug, um diesen Mann, der in ernstesten Stunden seine ganze Persönlichkeit, ja sein Leben aufs Spiel gesetzt, der in der Folge auch den wirtschaftlichen Ruin seines Instituts zu tragen hatte, aufs tiefste zu verletzen. Und wenn er sonst daheim einen Freund gehabt hatte, der ihn ermunterte, ermutigte, festigte, so sah er sich jetzt immer wieder einsam auf sich selbst zurückgeworfen, und je öfter und je tiefer er sich in sich selbst versenkte, um so heftiger mußte ihn die alte Wunde schmerzen. Dazu kam, daß er sich aus der weiten Welt des politisch erregten und von großen Gedanken und Kämpfen bewegten Lebens in die Enge seiner Vaterstadt zurückverschlagen sah, die eben damals sich auf einem Tiefstande engherzigster Interessenpolitik befand. Wir dürfen nicht vergessen, daß Deecke, abgesehen von allem andern, durch die Frankfurter Zeit bedeutend gereift war. Mochte das Einigungswerk gescheitert sein, mochte der Grund dafür zum guten Teile in den Persönlichkeiten, die in der Nationalversammlung gesessen hatten, zu suchen sein und mochte auch Deecke an seinem Teile Schuld daran tragen, so viel war gewiß: er hatte getan, was in seinen Kräften stand; es kann niemand aus seiner Zeit und aus seiner Haut heraus.

Daß er gleichwohl gute Freunde besaß und daß deren Freundschaft sich gerade jetzt erprobte, soll nicht geleugnet werden; und wenn er 1855 zum Mitglied der Bürgerschaft erwählt ward, so zeigt das, daß diejenigen, die seine Verdienste anerkannten, ihrer Überzeugung auch einen gewissen Nachdruck zu verschaffen wußten; aber dennoch wiederholten sich hier die bitteren Erfahrungen im großen, die Deecke im kleinen innerhalb seines Schulamtes gemacht hatte: er selbst gab und opferte alles dem als gut erkannten Zwecke, aber der Dank, und wenn er auch keinen Dank gewollt hatte, der Lohn, und wenn er auch nicht um des Lohnes willen gehandelt hatte, die Anerkennung seitens derer, die an den entscheidenden Stellen die Früchte von seiner Arbeit einheimsten und genossen, die Anerkennung, die des braven

Mannes gutes Recht ist, die Anerkennung, die ihn ermuntert, anspornt, anfeuert, beflügelt zu neuen Taten, die fand er nicht, sondern durch Intriguen, Zurücksetzung und Ungerechtigkeit sah er sich den Weg verstellt. Es waren natürlich nicht alle Gegner der schneidenden Wucht seiner impulsiven Worte so gewachsen wie der treffliche Direktor Jacob, der schließlich doch auch groß genug war, von ihrem Eindrücke überwältigt, Deecke die Hand zur Versöhnung zu bieten und sich dadurch das schöne Freundschaftszeichen zu verdienen, daß dieser an seinem Sarge die Trauerrede hielt. *) Viele erlagen ihnen innerlich — denn Deecke schonte nicht, wo es ihm ernst war — und setzten nun alle Hebel in Bewegung, um den Gefürchteten äußerlich wenigstens unter ihre Füße zu bekommen und unschädlich zu machen. Man muß immer im Auge behalten, daß alles ernste Denken, Reden und Handeln bei Deecke im Sittlichen wurzelte und daß es, wo es einmal erregt und herausgefordert war, unter innerster sittlicher Entrüstung hervorquoll und -sprudelte und d e s h a l b keine Schonung kannte, weil er sich damit selbst aufgegeben und den Boden unter den Füßen verloren hätte.

Und nun schaue man zurück in seine Seele und versetze sich in seine Lage! Der eine Freund, der ihm alles ersetzte, ihm dankte, ihm lohnte und ihn unaufhörlich aus dem Born seiner unerschöpflichen Liebe stärkte und ermutigte und vorwärtstrieb, war nicht mehr, und er selbst für sich allein zu fein empfindend, um nicht zu fühlen, was man ihn scheinbar fühlen lassen wollte, und zu schwach, um sich von dem Boden — oder sagen wir geradezu — aus dem Kerker dieser Äußerlichkeiten in den freien Äther zu erheben. So blieb die Höhe seines Lebens hinter ihm, und was er äußerlich war, das blieb er bis zum Ende, abgesehen davon, daß er turnusmäßig 1854 in die Stelle des fünften und 1859 in die des vierten Professors aufrückte. Die Ernennung zum Stadtbibliothekar an Stelle des Professors Ackermann (1847), sowie die Wahl zum Vorsitzenden Meister der Loge zum Füllhorn (1848) lagen vor der Frankfurter Zeit.

Aber gerade diese seine äußere Berufstätigkeit war es, was ihn am ersten und am längsten befähigte, auch dem härtesten Schicksalsschlage noch Widerstand zu leisten. Pflichttreue war stets seine Art gewesen, und sie bewährte jetzt ihre Kraft gegen ihn selbst. Die Welt, in die er zurückkehrte, war schal und leer, aber die altgewohnte, liebgewordene Tätigkeit strömte dennoch unverändert ihren ehemaligen Zauber wieder über ihn aus und ließ ihn, indem sie ihn zum Geben reizte und spornte, wenigstens für Augenblicke vergessen, was ihm zu nehmen verwehrt war. Unter seiner Berufstätigkeit verstehen wir zunächst die als Lehrer, und wenn sich mit Deeckes Namen noch heute der Begriff eines der trefflichsten Vertreter dieses Standes verbindet, so beruht das im wesentlichen auf den Erinnerungen aus dieser nun folgenden Zeit, wo er den reichsten Segen um sich verbreitete. Aus der Fülle seines Wissens und seiner Erfahrungen schöpfte er die lautersten Erkenntnisse und wußte sie lebhaft mitzuteilen. Mit dem vollen Nachdruck seiner lebhaften, anspornenden Natur trieb er die einzelnen Fächer, obgleich sie vielfach seinem Studiengange nicht entsprachen und ein guter Teil seiner

*) Vgl. J. Classen, Friedrich Jacob. Jena 1835. S. 217 ff.

besonderen Kenntnisse, zumal die klassisch-philologischen, ganz brach lag, und mit dem ganzen Ernste seiner steten Sorge für einen ruhigen Fortschritt der Schüler wachte er als Ordinarius der beiden obersten Klassen der Bürgerschule über den Fortgang aller Unterrichtsgegenstände und stand seinen Mitarbeitern, wo er konnte, treu zur Seite. Wo er eine Hand im Spiele hatte, da pflegte er fest zuzufassen und nicht locker zu lassen, bis das Vorgesetzte erreicht war; eher, daß er einmal aufbrauste und allzu heftig dareinfuhr, wo ihm ein Widerstand nur so überwindbar schien, als daß er gleichgültig nachgab und die Dinge ihren Gang gehen ließ. „Aber was seiner Tätigkeit die Krone aufsetzte“ — und hier möchte ich den berufensten Zeugen, Direktor Breier*), selbst sprechen lassen —, „ist das, daß...er ihr (der Schüler) Seelsorger war. Auch er hat die betrübende Erfahrung bei den ihm anvertrauten Schülern gemacht, daß die Jugend der höheren Stände, prangend in Wohlleben, Kraft und Fülle der Gesundheit, oft in sich so bar alles Sinnes für das Heilige, so vernügnungssüchtig, zügellos und unrein in ihren Gelüsten ist, und sein Haar ist früh ergraut in solcher Sorge. Aber er ist darum nicht matt geworden. Manchem ist er nachgegangen, den er auf Irrwegen wandeln sah; manchen hat er zu sich auf sein Zimmer kommen lassen und mit väterlichem Ernst ermahnt, nicht ruhend, bis er den Weg zu seinem Herzen gefunden und ihn herumgeholt hatte. Er konnte strenge strafen, aber auch Geduld und Langmut üben; er wußte zu demütigen und zu beschämen, ohne zu erbittern.“ In einigen erhaltenen Schulreden besitzen wir das unmittelbarste Zeugnis und die ungeschwächteste Vergegenwärtigung seiner erzieherischen Wirksamkeit. Sie flößen noch heute durch ihren Reichtum an immer neuen Gedanken Achtung ein, erwerben durch die Eindringlichkeit der Sprache unser Vertrauen und ermuntern durch die überzeugende Klarheit und Verständlichkeit des Ausdrucks zur Nachfolge.

Das zweite große Amt, das Deecke übertragen worden war, war die Verwaltung der Stadtbibliothek. Und da ist es nicht nur der noch heute in seiner Handschrift benutzte Inkunabelkatalog, der von seiner Wirksamkeit beredtes Zeugnis ablegt, sondern noch manche andere Arbeit, die, einerlei, ob an sich groß oder geringfügig, im Rahmen des Ganzen, dem sie diente, wesentlich war. Sein Hauptaugenmerk war trotz der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, auf eine möglichst vollzählige Erwerbung der Lubecensien gerichtet. Leider sollte er deren gesonderte Aufstellung und Katalogisierung nicht mehr vollendet sehen.**). Ein großer Teil der auf der Stadtbibliothek befindlichen lübeckischen Münzen stammt auch aus Deeckes Besitz. Er hatte seine reichhaltige Münzsammlung, die auch viele auswärtige Stücke enthielt, — offenbar notgedrungen — an B. G. Kayser in Schwerin verkauft. Aus dessen Besitz wurden die lübeckischen Münzen 1865 für die Stadtbibliothek erworben. Die wissenschaftliche Forscherarbeit, die er außerdem dem großen ihm anvertrauten

*) Programm des Katharineums 1863, S. 51.

**) Vgl. die Jahresberichte in den Lübeckischen Blättern von 1857—60 und 1862.

Bücherschatze widmete, gehört in den Rahmen seiner wissenschaftlichen Tätigkeit überhaupt. Davon das noch Fehlende später.

Über sein Amt als Vorsitzender Meister der Loge in entsprechender Weise zu berichten, ist hier nicht der Ort.

So hat er ausgeharrt auf seinen verschiedenen Posten in unverändert treuer Pflichterfüllung und seinen Gram, den er durch alles hindurch im Herzen trug, niemand bitterer empfinden lassen als sich selbst. Aber wir dürfen nicht glauben, als wären nicht auch gerade durch das Bedürfnis nach Trost in seinem Innern neue Kräfte wach geworden, Kräfte, an denen er reicher und gesegnet war als Tausende; — nur daß sie alle nicht hinreichten, jenen einen Verlust, an dem er litt, zu ersetzen, weil keine von ihnen imstande war, in annäherndem Maße seine Willenskraft zu beflügeln, worauf, wie wir wiederholt gesehen haben, bei seiner Natur schließlich alles ankam. Er schrieb schon am 21. Oktober 1849, noch nicht ein Jahr nach der Gattin Tode, an seinen Sohn in klarer Beleuchtung seiner eigenen Lage: „Ohne sogenannte Schicksale geht freilich kein Mensch durchs Leben, und sie fallen da an, wo man am empfindlichsten ist; aber es beruhigt nichts mehr, als daß man den Leidenden tüchtig weiß.“ Wir folgern daraus wohl mit Recht, daß ihn damals selbst ein gewisses Gefühl der Kraft beseelt haben muß; allein diese Kraft und diese Tüchtigkeit war nur noch zum Dulden, nicht zum Überwinden fähig. Er nährte sie aus den verschiedensten Quellen. Von der Natur schreibt er selbst (3. November 1851 an seinen Sohn): „Ich bin im Gemüt noch jung und frisch, denn ich habe die Natur noch lieb und werde ihr nicht gram, wenn sie, im ganzen dieselbe, so viel einzelnes in sich zurücknimmt und vergehen läßt. Ja, sie ist mir immer als wahre Trösterin und Mutter erschienen. Ihr stilles, anspruchsloses Schaffen, ihr unendlicher Reichtum bei aller Einfachheit, ihre gewaltige Leidenschaft und Arbeit, womit sie alles wieder ins Gleiche bringt, ihr weises Harren und unermüdetes Weben und Leben hat mich immer bewegt und bewogen.“ Er machte wenigstens in den ersten Zeiten häufige Spaziergänge, meist Sonntags morgens, und nennt sie „klassische Waldfahrten ins Buchengrün“. Später unterblieb auch das mehr und mehr, wie so vieles andere, und er verschloß sein Herz selbst gegen den Frühling, den er sonst immer lebhaft mitempfunden und begrüßt hatte; wir wissen schon aus Frankfurt, wie fein er die Natur zu beobachten verstand, und können ermessen, welche Freude ihm damit aus seinem Leben schwand. — Die Religion tritt allerdings mehr in den Hintergrund, und an ihre Stelle drängt sich die Wissenschaft vor. Sein Denken schlägt wieder ähnliche Pfade ein wie zu den Zeiten, da er zu Wegscheiders Füßen saß. Aber wieviel gereifter, umsichtiger, gelassener ist er, wieviel maßvoller, gerechter, tiefgründiger und eben deshalb schärfer und treffender sein Urteil! Er scheut auch jetzt vor keiner Schlußfolgerung zurück. Er stellt fest, „daß nichts abgeschmackter, ja widersinniger ist als eine Religion, welcher die Sünde gegen den Geist als die einzig unverzeihliche gilt, verlangen zu lassen, daß sich die Vernunft dem Glauben gefangen

geben solle“, und fährt entrüstet fort: „Und w e l c h e m Glauben? Wäre es noch lediglich die stellvertretende Genugtuung; — nein, es sind die sog. Mirakel, für die man den enormsten und eminentesten Glauben verlangt und um derentwillen man die Vernunft verflucht.“ (An seinen Sohn Wilhelm, 5. Juni 1851.) Aber er unterscheidet am Christentum „das motorische Prinzip und die historische Erscheinung — um es kurz zu sagen. Jenes kann allen Arten der Kritik erliegen und bleibt doch gesund, eben wie die Schöpfung der Welt; die andere aber muß sich jede Art von Kritik gefallen lassen können.“ (ebd. 16. August 1852) und wir erkennen daran, daß er an dem eigentlichen Kern und Wesen des Christentums, wie er es erkannte, nie irre geworden ist, obgleich sich sein theologischer Horizont eben damals bedeutend erweiterte durch den fleißigen Briefwechsel mit seinem ältesten Sohne, der zu dieser Zeit in Berlin sich neben der Sprachwissenschaft vorzüglich dem Studium der orientalischen Religionen widmete und dadurch den Gedankengängen des Vaters immer neues Land öffnen konnte. So ward Deecke in diesen Jahren aufs neue ein Jünger der Wissenschaft. Aber die Wissenschaft spendet keine Kraft, wie die Religion es vermag, sondern nur Erkenntnisse; die Summe aller Erkenntnis aber ist die Resignation. Und diese Folgerung blieb auch Deecke nicht erspart. Was lag ihm näher, ihm, der äußerlich schon auf so vieles hatte verzichten müssen? Es würde zu weit führen, wenn wir im einzelnen diese Entwicklung verfolgen und darlegen wollten; genug, daß Deecke sich der Führung des Spinoza, den er für den ersten und letzten Philosophen hielt, anvertraute, daß er seine Gedanken in eine Art System zusammenfaßte, nicht engherzig und pedantisch, sondern nur aus dem Bedürfnis heraus, seinen Gedanken eine gewisse übersichtliche Form zu geben, und daß ihm dennoch trotz und über aller Resignation und Philosophie siegreich „sich das Gute gipfelt, als das so zu sagen Vernünftige oder Göttliche“, (ebd. 3. November 1851) und daß — was damit zusammenhängt — der Glaube an die Menschheit ebenso siegreich die an Einzelwesen statuierten Enttäuschungen überwindet. Das war keine Inkonsequenz. Denn fragen wir nun, woher er die Kraft nahm, trotz allem nicht zu zweifeln an dem Sieg des Guten und trotz allem das Leben, das er nur noch duldete, pflichtmäßig und tatkräftig zu erfüllen, so ist hier der Punkt, wo nicht nachdrücklich genug auf die letzte Quelle hingewiesen werden kann: die Freimaurerei. Zwar verbietet mir die eigentümliche Art, in der die Freimaurerei sich zu betätigen pflegt, hier näher darauf einzugehen; aber die Wissenden werden mich auch so verstehen, und den übrigen möge der Hinweis auf eine Äußerlichkeit genügen, daß Deecke, abgesehen von der langjährigen und außergewöhnlich erfolgreichen Leitung der Lübecker Loge zum Füllhorn, eine Reihe maurerischer Instruktionen verfaßt hat, die König Friedrich VII. als Aktenstücke an die dänischen Logen verteilen ließ; auch die Unterhandlungen mit König Karl XV. von Schweden boten die günstigsten Aussichten auf Erfolg, wurden aber leider durch Deeckes Hinscheiden unterbrochen,

Und nun zu den ferneren Blüten, die dieser aus mehreren Wurzeln genährten Kraft entsprossen! So wie der Rationalismus seiner Jugend, erlebte auch die Dichtkunst ihre Auferstehung; und so wie jener, erhob sich auch diese jetzt zu ungleich bedeutenderer Entfaltung. Ich spreche nicht von jener großen Zahl von Gelegenheitsgedichten zu Hochzeiten und Jubiläen aller Art, um die er angegangen ward und durch die er sich in willkommener, weil geschickter Weise aufs gefälligste erkenntlich zeigte, sondern ich meine die besten aus der großen Zahl von freimaurerischen Liedern, die noch heute im Bruderkreise in ungeschwächter Kraft blühen und die Herzen entflammen. Denn da ist es ihm in der Tat geglückt, abgesehen von der glänzenden Meisterung der Sprache, durch die sich alle seine Werke aus dieser Zeit auszeichnen, Gedanken auszusprechen, die dem Augenblick, für den sie berechnet sind, ewigen Gehalt leihen. In diesen Liedern hat Deecke sich gewissermaßen selbst übertroffen. Sie zeigen, wessen seine dichterische Begabung fähig war, aber — darüber dürfen wir uns andererseits nicht täuschen — sie reichen dennoch nicht hin, zu beweisen, daß er ein „Dichter“ war. Was zum Dichter gehörte, das hat er jetzt erkannt, und er spricht es unzweideutig aus: „Die Gestalten, das ist die Hauptsache; alles andere ist fürs Haus und ein paar Freunde“. (ebd. 21. Mai 1852.) Und jetzt beschied er sich damit; anders als früher. Er gab seinen Gedanken gern gebundene, feste Formen, oder er fand Gefallen daran, mit Gedanken und Worten wechselweise zu spielen; das war alles, und mehr sollte es auch meist gar nicht sein. Unter den vielen hinterlassenen Distichen oder „Bausteinen“, wie er sie nannte, ist manches von goldenem Wert und Glanz, aber seine Prosa ist ebenso reich an Goldkörnern, und wem die Bedeutung eines Menschen dadurch bestimmt wird, wieviele Weisheitssprüche sich aus seinen Werken sammeln lassen, bei dem muß Deecke einen hohen Platz erhalten.

Bedeutsamer als seine dichterischen Leistungen sind die wissenschaftlichen dieser Periode. Es war eine Eigenart Deeckes, die er immer wieder offenbarte und die beweist, wie sehr er im Grunde seines Herzens Historiker war, daß er sich in jedem neuen Amt, in jeder neuen Sphäre erst historisch einnisten mußte, um sich ganz darinnen zu behagen. So hatte er „die früheren Verhältnisse des hiesigen Ministerii“ untersucht, so hatte er das „Katharineum zu Lübeck vor 1800“ zum Gegenstande seiner Forschung gemacht, so schickte er der ersten Nummer der „Neuen Lübeckischen Blätter“ einen historischen Rückblick auf die Entwicklung des Zeitungswesens in Lübeck voraus, so ist ein großer Teil seiner freimaurerischen Arbeiten historischen Inhalts, und so unterließ er auch nicht im Jahre 1851 „Geschichtliche Nachrichten“ über „die öffentliche Bibliothek zu Lübeck“ zu verfassen und in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ zu veröffentlichen. — Sein bekanntestes und am weitesten verbreitetes, weil volkstümlichstes Werk sind die mit großer Mühe in mehr als elf Jahren von ihm gesammelten und im Jahre 1852 herausgegebenen „Lübischen Geschichten und Sagen“. Von diesem Buch ist erst im Jahre 1911 eine von seinem Enkel Heinrich Wohlerth besorgte neue (5.) Auflage erschienen mit wissenschaftlich erweitertem Kommentar

und hat bei dieser Gelegenheit in der Vorrede, in Vorträgen und Besprechungen volle und neue Würdigung gefunden; zudem hat Deecke selbst in einer Voranzeige in den „Neuen Lübeckischen Blättern“ im Dezember des Jahres 1851 über die Entstehung der Sammlung und die Absichten, die er mit ihrer Veröffentlichung hatte, das Nötige gesagt. Ich kann mich daher an dieser Stelle kurz fassen und brauche nur darauf hinzuweisen, wie diese Sammlung Deeckes Fleiß nicht nur, sondern auch seinen Sinn und sein feines Gefühl für die volkstümliche Poesie bekundet. Denn war es eine dankenswerte Arbeit, der er sich dadurch unterzog, daß er die weitverstreuten Sagen und Geschichten endlich einmal unter großen Mühen sammelte, so war es eine Tat, die ich nicht anstehe mit der der Brüder Grimm zu vergleichen, daß er diese Sammlung schuf, denn sie ist — soweit es ihr beschieden sein konnte bei den engen Grenzen, die ihr gesteckt waren — ein Volksbuch geworden. Ihre weite Verbreitung, deren „kein anderes mit Lübecks Vergangenheit sich beschäftigende Buch“ sich vergleichen kann, hat das bewiesen. Wenn das Interesse an der Geschichte Lübecks heutzutage in weiten Kreisen der Stadt rege ist, so ist das zum großen Teil ein Erfolg eben dieses Buches, ein Erfolg, der Deecke als einer der schönsten und erstrebenswertesten seiner vielfältigen und emsigen Beschäftigung mit der vaterstädtischen Geschichte, wie wir gesehen haben, schon lange vor Augen schwebte. Daß Deecke neben der Sammlung der „Geschichten und Sagen“ auch eine solche der „Märchen und Kinderlieder“ beabsichtigte und bei seinem nie ruhenden Fleiße vorbereitet hatte, sagt er selbst in der erwähnten Voranzeige. Erhalten hat sich davon — soviel mir bekannt geworden ist — nichts, es sei denn, daß ein Teil der Kinderlieder in die „Hundert lübschen Volksreime“ übergegangen ist, die Deecke zwei nahe befreundeten Ärzten, C. Pabst und W. von Bippen, zu ihrem Jubiläum am 8. Juni 1858 „freundschaftlich weihte“. Die kleine, anspruchslose Sammlung mag längst überholt und sehr unvollständig sein, aber sie liest sich vergnüglicher und regt lebhafter an als wissenschaftlich beschwerte Werke und hätte, wenn sie nicht nur als Manuskript gedruckt und für einen bestimmten Zweck berechnet gewesen wäre, gewiß weitere, ja weiteste Verbreitung gefunden. Bei allen Sammlungen dieser Art leistet eine geschickte Auswahl meist viel mehr als eine vollständige Sammlung. So wie dieses Heftlein, dankte auch ein anderes schon drei Jahre früher (1855) einem Jubiläum seine Entstehung, nämlich „Der alte lübische Schützenhof. Zur Feier seiner Stiftung vor 300 Jahren beschrieben“, und zeigt so recht, wie Deecke das Entlegenste in den Kreis seines Interesses zog und aus ihm seine und seiner Mitbürger Gesamtkenntnis zu bereichern, ihre Liebe zur Vaterstadt und ihr Streben nach bürgerlicher Tüchtigkeit zu beleben und auch ihrer Fröhlichkeit die Weihe seines Forscherernstes zu geben wußte.

Die letzte zusammenhängende historische Darstellung von Deeckes Hand ist dem Knochenhaueraufstande gewidmet: „Die Hochverräther zu Lübeck im Jahre 1384“, erschienen im Jahre 1858, ein Meisterwerk der Forschung und Darstellung. Die Folgezeit brachte nur noch Sammlungen von Namen: „Niedersächsische Namen von See-

örtern aus den Zeiten der Hansa“ (1858) und „Lübeckische Ortsnamen aus dem vorigen Jahrhundert“ (1859), beides Arbeiten, die nötig waren, um Zugrundegehesendes vom Untergange zu retten und zu solchem allgemeinen Bestreben und Interesse daran und an dem Ganzen, dem sie dienen, anzuregen.

Deecke hat einmal geäußert, das eigentliche Amt des Redners einer Freimaurerloge sei: anzuregen. Auch in solcher Hinsicht war Deecke ein Redner, weit über die Grenzen der Loge hinaus. In der Wissenschaft und in der Freimaurerei — auf beiden Gebieten ist sein Wirken auch äußerlich von den schönsten Erfolgen gekrönt gewesen. So wie auf diesem nordische Könige seine Werke zu erhalten und zu verbreiten sich bemühten, so ernannte auf jenem neben den benachbarten geschichtlichen Vereinen Mecklenburgs, Hamburgs, Brandenburgs und Schleswig-Holsteins die Kgl. Gesellschaft für nordische Altertumskunde in Kopenhagen ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Ja, im Jahre 1860 erhielt er sogar vom Könige von Dänemark das Ritterkreuz des Danebrogordens. Und nicht nur das! In den Herzen der Freimaurer, die er gelehrt, lebt noch heute sein Bild, noch heute tönt sein eindrucksvolles Wort in vieler Ohren nach, noch heute hat sein Name einen hohen, ernsten, achtungsgebietenden Klang. Und die Wissenschaft ehrt noch heute in ihm den seltenen Kenner lübischer Geschichte und lübischen Wesens und baut ihre Bilder auf den Grundmauern auf, die er gelegt hat. Man lese nur, was von berufener Seite über ihn in der Zeitschrift des Vereins für Lüb. Gesch. II S. 561 f. geschrieben ward! Da heißt es: „.... So besteht denn ohne Frage Deeckes Hauptverdienst darin, daß er der treue Hüter der Überlieferung gewesen ist, sowohl der schriftlichen als auch der mündlichen. Das Verständnis für unsere Vergangenheit mußte in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts, wie anderswo, so auch in unserer Stadt erst wieder geschaffen, die Notwendigkeit und die Art und Weise der Quellen-erhaltung und Quellenforschung neugelehrt, der Verwahrlosung und Verschleuderung des vielen, das in der schon absterbenden Tradition noch immer vorhanden war, gewehrt werden. Das hat nach Grautoff vor allem Deecke getan: er hat manche wichtige Handschrift gerettet oder wieder ans Licht gezogen, Unzähliges kopiert, exzerpiert, verzeichnet; von den verschiedensten Stellen her und aus allen Schichten unserer Bevölkerung sammelte er Sprache, Sage, Sitte Betreffendes. Er blieb aber nicht dabei stehen.... Davon gibt die Reihe seiner literarischen Arbeiten Zeugnis. Da Deecke in der historischen Kritik gut geschult war und keinen Fortschritt der modernen Geschichtswissenschaft außer acht ließ, so bilden die verschiedenen kleinen Abhandlungen, in welchen er ein Gebiet unserer Geschichts- und Altertumsforschung nach dem andern zu ergründen und zu sichten suchte, nicht bloß durch ihren Inhalt, sondern auch durch die Weise der Behandlung desselben ebensoviel Vorstufen zu einer den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden allgemeinen Geschichte der Stadt. Namentlich sind die „Grundlinien zur Geschichte Lübecks bis 1226“ ein Muster von historischer Kritik; aber auch die andern Schriften, so daß eine jede in ihrer Weise für die Bearbeitung unserer Geschichte die Wege geebnet hat. Bekanntlich hat Deecke

selbst den ersten Band einer solchen im Jahre 1844 geliefert. Daß er sie nicht fortführen sollte, ist lebhaft zu bedauern, denn so günstige Umstände für ihre Abfassung und eine solche Fülle heimischer Ortskenntnis, wie Deecke besaß, werden schwerlich in einer Person so bald wieder zusammentreffen.“

Und doch ist es nur die Freimaurerei, in der er sich durch sein Wirken auch eine fast ungetrübte Befriedigung erkämpfte. Seiner wissenschaftlichen Arbeit fehlte die volle Bewegungsfreiheit und zwar nicht nur, wie wir schon gesehen haben, infolge der Beschränktheit seiner Muße. Diesem Übelstande vermochte er bis zu einem gewissen Grade wenigstens dadurch abzuwenden, daß er die Früchte eigener Studien „mit seltener Aufopferungsfähigkeit denjenigen gern überließ, die er für geeignet hielt, sie zu verwerten“ (Progr. 1863 S. 48), aber einem andern Übelstande in ähnlicher Weise zu begegnen, lag nicht in seiner Macht: ich meine die gegen Ende seines Lebens von ihm selbst immer deutlicher und schwerer empfundene Vereinsamung. Was ihn äußerlich bewogen hat, 1853 aus der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit und damit zugleich aus dem Verein für Lübeckische Geschichte auszutreten, ist nicht mehr zu erkennen; jedenfalls aber beraubte er sich dadurch der Vorteile, die gemeinsame und geteilte Arbeit bietet. Die inneren Gründe zu dieser Vereinsamung lagen tiefer, und es wirkten ihrer viele zusammen. Die wichtigsten kennen wir bereits. Ihnen zunächst war es ein ererbtes körperliches Leiden, das Podagra, welches ihn, periodisch wiederkehrend, mit den Jahren immer heftiger heimsuchte und quälte, manchmal sogar in den Knien ganz lähmte und so durch die peinlichen Schmerzen und die den neuen Ausbrüchen gewöhnlich vorhergehenden Angstanfälle auf seine Stimmung bald von entscheidendem Einfluß ward. „Wie oft“, schreibt Direktor Breier in seinem Nachrufe, „haben wir ihn am Stocke mühsam sich nach seiner Klasse schleppen sehen, wie manche Stunde hat er gehalten, während ihn die heftigsten Schmerzen peinigten, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, oder ein unwillkürliches Stöhnen ihm entfuhr!“ Die Heftigkeit, zu der sich sein verletztes Gemüt im Zorne je mehr und mehr hinreißen lassen konnte, war gewiß oft eine Folge dieses seines Leidens; aber wie auch die seelische Erregung den Körper trifft, so wurden die Schmerzen, besonders auch die später hinzutretenden Brustbeklemmungen wiederum in verstärktem Maße eine Folge solcher leidenschaftlichen Geistesentladungen, und daher begann er allmählich schon den Anlaß zu Zorn und Ärger zu fürchten. Aber wohin sollte er davor fliehen als in die Einsamkeit seiner Studierstube und schließlich in die seines wunden Herzens? Daß das seinem Allgemeinbefinden nicht günstig war, brauche ich kaum zu sagen. Daß das aber auch den eben erst fünfzig Jahre alten Mann weit vor der Zeit unbeweglich, schwerfällig und alt machte und ihn bald jede Reise, jede Fußwanderung, fast jeden Weg über die Straße scheuen ließ, das ist im höchsten Grade bejammernswert. Selten geschah es einmal, daß er aus seiner Selbstverbannung hervortauchte und sich zu alter, lebhafter Geselligkeit, in der er Meister gewesen war, hinreißen ließ und andere mit sich forttrieb durch glänzende Trinksprüche und geistvolle Unterhaltung, daß einmal wieder die alte Genußfähigkeit bei starkem

Wein und gutem Essen in ihm wach ward, daß wieder vor denen, die ihn kannten und lieb hatten, das alte Bild des frohen und lebhaften Gesellschafters früherer Zeiten auftauchte, des ritterlichen Herrn, der einer Partie Whist oder Boston immer das gemütliche Beisammensein mit den Damen vorzog und immer von ihnen dankbar begrüßt ward, — selten geschah es einmal, und dann tauchte er wieder unter in seinen Groll und Gram und verschwand von dem Tische der Frohen für lange Zeit und schließlich für immer.

Von den äußerlichen Bedrängnissen war das körperliche Leiden nicht das einzige, das bis auf sein Gemüt und seinen Geist wirkte und sie zeitweilig geradezu in Ketten legte. Ein wie großes Organisationstalent er einerseits besaß, wie meisterhaft er die Unmenge von Pflichten bewältigte, ein so unpraktischer Haushalter war er andererseits. Das Geld zerrann ihm unter den Händen, und fast immer befand er sich, wenn auch nicht in Not, so doch gehemmt und nicht als Herrn, und wer ihn gekannt hat und weiß, daß seiner Natur nichts fremder war als Leichtsinn, der wird verstehen, wie solche Äußerlichkeit sein Leben oft verdüstern konnte. Wohl konnte er einmal bei der Arbeit oder in froher Geselligkeit das Drückende seiner Lage vergessen, aber aus eigener Kraft ihm trotzen und es überwinden konnte er nicht. Und nun vergegenwärtige man sich noch einmal, welch ein Hausstand ihn umgab! Neben der eigenen Familie, die lange Jahre durch die Schwiegermutter der ersten Frau und später durch zahlreichen Besuch vergrößert ward, etwa dreißig Pensionäre, zu deren Beaufsichtigung während der Frankfurter Zeit sogar zwei Lehrer*) gehalten wurden; außerdem zur Bedienung eine Mamsell, die die Stelle der immer kranken Frau vertrat, eine Köchin, ein Hausmädchen, ein Diener und eine alte Näherin; dazu oft Schwierigkeiten im Eintreiben der Gelder von seiten der fern im Auslande wohnenden Väter seiner Zöglinge und vor allem angeborenes Ungeschick im Finanzieren, wozu denn auch gehörte, daß er, ganz im Gegensatz zu den ehemaligen Bemühungen seiner Mutter, infolge der verschiedentlichen Zurücksetzungen, die er erfahren hatte, zu stolz war, von der Gnade seiner Mitbürger Stipendien für seinen ältesten studierenden Sohn zu erhoffen und zu erbetteln. So sah er sich 1854, also bald, nachdem er aus Frankfurt heimgekehrt war, genötigt, das Institut aufzulösen und das große Haus zu verkaufen, so schwer es ihm ward, sich von der lieb gewordenen und ihn mit dem Leben, vor dem er sich zu verschließen drohte, doch immer noch enger verbindenden Umgebung zu trennen. Er tat es und bezog als „erster Lehrer der Bürgerschule“ eine Amtswohnung im Gebäude der Katharinenschule. Zwar hat er später von neuem einzelne Pensionäre ins Haus genommen, doch dabei blieb es.

Hier mag auch der Ort sein, nachholend und zusammenfassend von Deeckes Familie zu sprechen. Mit seinen Geschwistern, die schließlich alle Lübeck verließen, haben ihn als den ältesten und den einzigen, welcher studiert hatte, in späteren Jahren

*) Der spätere Direktor der Ernestinenschule Dr. Ernst, auch Nachfolger Deeckes im Amte eines Vorsitzenden Logenmeisters, und Dr. Adolf Holm, später Professor in Neapel.

nur dann noch irgendwelche Beziehungen verknüpft, wenn sie ihn nötig hatten. Um so mehr Freude erlebte er an seinen Kindern. Zwei sah er selbst noch in sicherer Lebensstellung ein mit Kindern gesegnetes Haus gründen, den ältesten Sohn Wilhelm*) als Direktor der Ernestinenschule, die ältere Tochter Bertha als Gattin des Kaufmanns A. Heinrich P. Wohlerth**), und die drei andern körperlich frisch und geistig regsam heranwachsen. Am wenigsten Verständnis brachte er leider seinem gleichfalls hochbegabten zweitältesten Sohne entgegen, dessen Neigungen ganz den Naturwissenschaften zugewandt waren. Deecke war nun einmal ein Philologe alten Schlags, und seine Interessen lagen weitab von dem damals erst erschlossenen Gebiet der modernsten Wissenschaft.***)

Ein Rückblick auf diese letzte Periode von Deeckes Leben zeigt, wie ihm die Blüte seines Lebens eben vor der vollen Entfaltung geknickt ward. Fremde Mächte waren es, die seinem Leben Gewalt antaten; er hat unermüdlich und mit allen Waffen, die ihm zu Gebote standen, wider sie gekämpft, aber er ist unterlegen. Er hat es nicht vermocht, trotz allem das Haupt wieder zu erheben und erhoben zu halten. Woran das lag, habe ich zu entwirren gesucht, aber ich muß — was an dieser Stelle klarer verständlich sein wird — betonen, daß der Verlust allein ihn nicht so tief verwundet haben würde, wenn er ihn später getroffen hätte. Er traf ihn in einem kritischen Augenblick — wie dem Sisyphos der Stein immer gerade eben vor der Höhe wieder entgleitet und hinabrollt.

Wer an Deeckes Wesen und Leben Anteil genommen hat, wird nicht umhin können, sein Schicksal auf das tiefste zu beklagen, nicht allein seinerwegen, sondern auch um seiner Mit- und Nachwelt willen. Es sind große Schätze ungemünzt zugrunde gegangen. Er ist eine von den reichen und begnadeten Naturen gewesen, deren Wirken wir nicht freudig und dankbar genug empfinden, und einer von den im besten Sinne edlen Menschen, deren Nähe wir nicht lebhaft genug herbeisehnen können.

Der Tod, der ihn schon im 56. Jahre von allen Leiden erlöste, traf ihn schnell und ohne Schmerzen. „Noch beim letzten Osterexamen“, schreibt darüber W. Mantels im Osterprogramm 1863, „zwar körperlich etwas angegriffen, aber in alter Geistesfrische tätig, war er während der Ferien in befreundeten Häusern mehrfach gesehen worden, als er am 24. April (1862), aus der Familie seines ältesten Sohnes heimkehrend, seine Wohnung im Katharineum nicht mehr zu erreichen vermochte und, in seine dicht vor derselben gelegene Klasse gebracht, dort nach kurzem Kampfe am Schlagflusse verschied.“ Da er so plötzlich gestorben war, ließ man ihn in seinem

*) Vgl. Lüb. Bl. 1897 Nr. 5.

**) Vgl. Vaterstädt. Blätter 1900 Nr. 10.

***) Der Letztgenannte, Theodor, wanderte später nach Amerika aus und starb 1905, 73 Jahre alt, als angesehener Arzt in Utica U. S. A. Die jüngere Tochter, Ida, war dem Vater am ähnlichsten. Sie starb 1897 als Lehrerin an der Ernestinenschule. Über den jüngsten und einzigen Sohn der zweiten Frau, Hermann, vgl. Lüb. Bl. 1901 Nr. 48.

schwarzen Anzuge. Kein Verfall entstellte den stattlichen Körper, kein Leidenszug den schönen Kopf. Als er einige Tage darauf begraben wurde, folgte eine ungeheure Menschenmenge seinem Sarge. Die Größe seines Verlustes wurde schwerer empfunden als die seines Besitzes.

Das Bild eines verehrten und geliebten Toten pflegen wir uns durch eine Darstellung seines Äußeren gegenwärtig zu halten, indem wir in den äußeren Formen symbolisch den inneren Menschen und sein Dasein ausgeprägt und verdichtet finden und durch sie uns beides immer von neuem beleben. So ziemt es sich wohl auch, daß wir zum Schluß Deeckes Gestalt und ihr Gebaren wie ein Denkmal vor unserem geistigen Auge aufrichten. Deecke war nur mittelgroß, aber stark und — ein Eindruck, der jeden andern überwog und sogar seinen Kindern scheue Ehrfurcht abzwang — eine außerordentlich imposante Erscheinung. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn nicht wieder. Sein Kopf war schön geformt und von schwarzem, später weißem, krauslockigem Haar umrahmt. Die Stirn hoch und frei, die Augen von unbestimmter graubrauner Farbe, sanft, wenn sie freundlich blickten, schelmisch im Scherzen, in der Begeisterung wahrhaft leuchtend. Die Nase gerade, aber breit, das Kinn rundgewölbt, der scharf geschnittene und von Bart nicht verdeckte Mund von Humor umspielt und selbst im Schweigen sprechend. Rein und froh war sein Lächeln, unwiderstehlich sein Ernst. Das ganze Gesicht bei aller Bedeutend heit von seltenem Wohlwollen verklärt. Hände und Füße waren nicht groß. Seine Bewegungen waren rund und maßvoll und hatten etwas Hoheitsvolles, ja Königliches. Menschenliebe und Menschenwürde sprachen sich so in schönem Verein in seiner Erscheinung aus.

In der Kleidung sowie in der Pflege des Körpers war er sehr eigen. Er wusch sich viel und wechselte alle Tage seine Leibwäsche. Er konnte sehr ärgerlich werden, wenn er Flecke auf seinem Rock oder an der hoch hinaufgehenden, stets dunklen Weste entdeckte. Er kleidete sich besonders und liebte nicht den üblichen steifen Hut mit schmalem Rand; meistens trug er eine weiche Mütze und zwar vor den Toren der Stadt am liebsten in der Hand. Eine Eigentümlichkeit war, daß er stets eine ganze Reihe Stiefel von verschiedener Größe, aber gleicher Form besaß; nach der Mode gebildete, die vielleicht unbequem, aber zierlicher waren, trug er nie. Um den Hals trug er in jüngeren Jahren ein leichtes schwarzes Tuch geschlagen, später eine schmale Krawatte von schwarzem Atlas, um die der weiße Hemdkragen schmal geklappt war. Schmuck trug er selten; bei besonderen Festen wohl einmal eine Brillantnadel in weißer Krause oder eine aus Rubinen in Gestalt von Zirkel und Winkelmaß gebildete kleine Schnalle bei Logenfesten. Ringe trug er, außer dem Trauring nicht, ja nicht einmal eine metallene Uhrkette. Die gute silberne Ankeruhr stak in der Westentasche, der Schlüssel dazu hing an schmalem blauen Seidenband. Sein Geld trug er nicht gern im Portemonnaie, sondern in einem kleinen gehäkelten Beutel aus blauer Seide. Wer ihn auf der damals noch ungeheizten Bibliothek aufsuchte, dem kam er in einen großen, schwarzen Pelz gekleidet entgegen, über dem die schon

völlig weißen Locken und das glattrasierte, lebhaft gefärbte Gesicht einen eigentümlich nachhaltigen Eindruck machten. Fürs Haus wünschte er sich lange einen Anzug aus raisinfarbenem Sammet; aus Sparsamkeit hat er sich jedoch diesen Wunsch nie erfüllen können. Da er in späteren Jahren oft an schmerzhafter Gicht litt, benutzte er stets beim Gehen einen Stock, aber nie trug er einen Regenschirm. Der Spazierstöcke besaß er eine ganze Reihe; es waren meist Geschenke, und einige von eigentümlicher Art und Form. Sein gewöhnlicher Begleiter war ein Stock aus Rosenholz mit Elfenbeinkrücke, eine Sphinx darstellend, ein Andenken an einen verstorbenen Freund. Noch größer war die Zahl seiner Pfeifen, von denen viele noch aus der Studentenzeit stammten. Er war ein starker Raucher, wie er überhaupt im leiblichen Genießen starke Reize bevorzugte, ohne daß es ihn darum anfocht, sich erforderlichenfalls alle Genüsse zu versagen, aber niemals haftete seinen Kleidern jener penetrante Tabaksgeruch an, der den Raucher verrät. Er hatte eigens zu diesem Zweck in dem Alkoven neben seinem Arbeitszimmer, wo seine Kleidungsstücke in Schränken aufbewahrt wurden, einen kleinen, sinnreichen und damals seltenen Räucherapparat stehen: ein Docht hing in einer mit Eau de Cologne gefüllten Flasche und mündete unter einem feinen Platindrahtnetz, bei dessen Glimmen die Öle verdunsteten und einen angenehm erfrischenden Dunst verbreiteten.

Von den vielen, verschiedenartigsten Bildern Deeckes, die uns erhalten sind, ist das beste aus dem Jahre 1850 dieser Arbeit vorangestellt. Das Original ist ein Daguerrotyp. Es stellt Deecke im 45. Lebensjahre noch in voller Manneskraft dar und vermittelt eine lebhafte Anschauung seiner innerlich und äußerlich reichen Persönlichkeit. Wer Gelegenheit hat, damit ein gutes Bild aus den letzten Lebensjahren zu vergleichen, der wird nicht umhin können, mit Erschütterung wahrzunehmen, wie das letzte Jahrzehnt seines Lebens ihn auch äußerlich umgestaltet hat. Die Locken schneeweiß, die Stirn gefurcht, die Augenlider müde, die Züge um Mund und Nase schlaff und der Blick gedankenvoll und schwer, — und doch war er damals höchstens 56 Jahre alt. Da greift man es mit Händen, daß das Schicksal, wie er selbst nach dem Tode seiner zweiten Frau geäußert hat, ihn da angepackt habe, wo er am empfindlichsten gewesen sei, und es ist uns eine Bestätigung dafür, daß wir mit Recht den Grund eines solchen Lebensausklanges dort aufzudecken gesucht haben, wo er allein zu finden ist, und nicht — wie es bei oberflächlicher Kenntnis scheinen mag — nur in der äußeren Zurücksetzung, von der sich im einzelnen nicht einmal mehr gerechtermaßen nachweisen läßt, wen da die Schuld trifft.



VERZEICHNIS VON DEECKES SCHRIFTEN.

- Viele Beiträge in der von H. C. A. Overbeck 1828—1829 herausgegebenen Wochenschrift „Die Glocke“ unter dem Pseudonym „Hans van Eppen“.
- Offenes Sendschreiben an Gottfried Herrmann, den wackeren Musiker. Lübeck 1833.
- Einige Nachrichten von den im fünfzehnten Jahrhundert zu Lübeck gedruckten niedersächsischen Büchern. Einladungsschrift zu den Prüfungen usw. in der St. Katharinen Schule zu Lübeck. Lübeck 1834.
- Beiträge zur Lübeckischen Geschichtskunde. Erstes Heft. Lübeck 1835.
- Beiträge zu einer Geschichte der Lübeckischen Zeitschriften. Neue Lübeckische Blätter 1835. Vorwort (ohne Angabe des Verfassers).
- Beitrag zur Kenntnis der Sitten und Gebräuche der Vorzeit. Neue Lübeckische Blätter 1837. S. 214.
- Die früheren Verhältnisse des hiesigen Ministerii im Überblick. Neue Lübeckische Blätter 1838. S. 209.
- Grundlinien zur Geschichte Lübecks von 1143—1226. Eine Jubelschrift im Namen des Katharineums zu Lübeck. Lübeck 1839.
- Von der ältesten Lübeckischen Ratslinie. Eine Jubelschrift im Namen des Katharineums zu Lübeck. Lübeck 1842.
- Verzeichnis von Lübeckischen Ärzten der Vorzeit. Neue Lübeckische Blätter 1842. S. 339.
- Über die Zeit der Gründung Lübecks. Neue Lübeckische Blätter 1843. S. 117.
- Das Katharineum zu Lübeck vor 1800. Eine Jubelschrift im Namen jener Anstalt. Lübeck 1843.
- Geschichte der Stadt Lübeck. Erstes Buch. Lübeck 1844.
- Historische Nachrichten von dem lübeckischen Patriziat. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte Bd. X 1845 S. 50.
- Zur Geschichte der Bistümer Ratzeburg und Schwerin. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte Bd. X 1845 S. 194.
- Die Freie und Hansestadt Lübeck. Nachrichten für Fremde und Einheimische. Lübeck (1847). 2. Auflage 1854, 3. Auflage 1862, 4. nach des Verfassers Tode neu bearbeitete Auflage 1881.
- Marienwold. Historische Abhandlung. Lübeck 1848.
- Übersichtliche Mitteilungen aus dem Bericht des Abgeordneten zur deutschen Reichsversammlung. Neue Lübeckische Blätter 1849. S. 231.

Beitrag zur Lübeckischen Geschichte: Kosten des von den Städten Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald, Stettin, Stargard, Anklam, Kolberg, Hamburg und Kiel im Jahre 1362 begonnenen und durch den im Jahre 1365 abgeschlossenen Frieden beendigten Krieges gegen Dänemark. Neue Lübeckische Blätter 1850. S. 207.

Die öffentliche Bibliothek zu Lübeck. Geschichtliche Nachrichten. Neue Lübeckische Blätter 1851. S. 163.

Veränderungen im Rat im Jahre 1619. Neue Lübeckische Blätter 1851. S. 403.

Anzeige der Lübeckischen Geschichten und Sagen durch den Verfasser. Neue Lübeckische Blätter 1851. S. 402.

Lübeckische Geschichten und Sagen. Lübeck 1852. 2. Auflage 1857, 3. Auflage 1878. 4. (auf dem Titelblatte irrtümlich als „dritte“ bezeichnete) Auflage 1890 besorgt von Prof. Dr. Heinrich Lenz, 5. Auflage mit Quellen und Literaturnachweisen versehen von Heinrich Wohlerst.

Rede an Jacobs Sarge vor der versammelten Schule den 6. März 1854. Abgedruckt in J. Claßen, Friedrich Jacob, Jena 1855. S. 217.

Zur Geschichte der Orgeln in den Kirchen Lübecks. Neue Lübeckische Blätter 1855. S. 157.

Der alte lübische Schützenhof. Zur Feier seiner Stiftung vor 300 Jahren beschrieben. Lübeck 1855.

Nachrichten zur Geschichte des Bistums Schwerin. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte Bd. XXI 1856 S. 178.

Hundert lübische Volksreime. Herrn Dr. med. C. Pabst und Herrn Dr. med. W. von Bippen freundschaftlichst geweiht am 8. Juni 1858.

Canzone, Herrn Senator Roeck gewidmet am 10. Juni 1858. Neue Lübeckische Blätter 1858. S. 265.

Die Hochverräther zu Lübeck im Jahre 1384. Lübeck 1858.

Niedersächsische Namen von Seeörtern aus den Zeiten der Hansa. Neue Lübeckische Blätter 1858. S. 327. Dasselbe „Nebst Nachträgen. Gesammelt von weiland Professor Ernst Deecke.“ Ohne Jahr.

Über den Lübecker Martensmann. Nachtrag. Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte Bd XXIII 1858 S. 173.

Lübeckische Ortsnamen aus dem vorigen Jahrhundert. Lübeck 1859.

Verschiedene Besprechungen im Literarischen Zentralblatt.

Instruktionen für Freimaurerlehrlinge. Berlin 1887. Als Manuskript gedruckt.



